



Deutsche Internierten Zeitung.



Zum Geburtstag Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.

Verlag A. Francke, Bern

◆◆◆◆ Wenn die Internierten ◆◆◆◆

welche in unserm Lande hoffentlich Heilung oder wenigstens wesentliche Kräftigung ihrer Gesundheit finden werden, während ihres Aufenthaltes **die Schweiz und ihre Schriftsteller näher kennen zu lernen wünschen**, so bieten ihnen dazu folgende Werke Gelegenheit:

Walser, Professor, Hermann, Die Schweiz. Ein Geleitwort zur Eidg. Schulwandkarte. 4. Aufl. Gebd. Fr. 2.—

Diese lichtvolle Darstellung gibt ein anschauliches Bild unseres Landes und seiner Befiedelung.

E. Jenny & Virgile Kossel, Geschichte der schweizerischen Literatur. 2 Bände. 1910. Brosch. Fr. 10.—, gebd. Fr. 12.50

Jeremias Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext.

Bd. I. Der Bauernspiegel. Bd. II und III. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Bd. IV. Die Wassernot im Emmenthal. Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Dursli der Branntweinfäufer oder der heilige Weihnachtsabend. Bd. V und VI. Uli der Knecht und Uli der Pächter. Bd. VII. Die Armennot. Ein Sylvestertraum. Bd. VIII und IX. Wie Anne Báb Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Bd. X. Räthi, die Großmutter.

Jeder Band brosch. Fr. 1.80, gebd. Fr. 2.50

Rudolf von Tavel, Die heilige Flamme. Eine Erzählung aus dem Bernerland. (Soeben erschienen.) Gebd. Fr. 6.—

Simon Gfeller, Geschichten aus dem Emmenthal. Brosch. Fr. 4.80
Gebd. „ 5.80

Johannes Jegerlehner, Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers.

Brosch. Fr. 4.—, gebd. Fr. 5.—

— **An den Gletscherbächen.** Erzählungen. Brosch. Fr. 4.80, gebd. Fr. 6.—

— **Was die Sennen erzählen.** Märchen aus dem Wallis. Gebd. Fr. 4.—

— **Am Herdfeuer der Sennen.** Neue Märchen aus dem Wallis. Gebd. Fr. 4.—

Im Rößelgarten, Schweizerische Volkslieder. Herausgegeben von Otto von Greyerz. Mit Buchschmuck von Rudolf Mürger. 5 Bändchen, jedes Fr. 1.50

J. V. Widmann, Die Patrizierin. Novelle. Gebd. Fr. 2.—

— **Ein Doppelleben** und andere Erzählungen. „ „ 2.—

— **Jugendeselei** und andere Erzählungen. „ „ 2.—

Eugen Spengler, Heimat zu. Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914 auf der Heimreise aus Rußland. Fr. 1.80

Adolf Schär-Ris, Vier Wehrmannsbrieife von 1915. Der vierten Kompagnie des Bataillons 39 gewidmet. Fr. —.80

Verlag A. Francke, Bern

Deutsche Internierten-Zeitung

Herausgegeben mit Genehmigung des Schweizer Armeearztes von der „**Deutschen Kriegs-
gefangenen-Fürsorge Bern**“.

Redaktion: Bern, Thunstraße 23. Fernsprecher 5479. — **Verlag:** A. Francke, Bern.

Gedruckt in der Deutschen Internierten-Druckerei, Bern, Belpstr. 77. Fernsprecher 5419.

Bern, 27. Januar 1917.

Erscheint wöchentlich.

Heft Nr. 19.

Abonnementspreis für Nicht-Internierte (zugunsten der Gefangenenfürsorge): Vierteljährlich (12 Hefte) **ohne** Beilagen Fr. 3.—, **mit** Beilagen Fr. 4.—. Außerdem Portozuschlag für die Schweiz: Bestellt durch die Post (nur ohne Beilagen bestellbar) Fr. 0.20, außerhalb der Schweiz (vorläufig nur beim Verlag oder der Redaktion bestellbar): Fr. 1.20. Einzelpreis der Nummer Fr. 0.30, mit Beilagen Fr. 0.50. Anzeigenaufträge an uns oder an die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse in Zürich.

Inhalt:

Zum 27. Januar 1917.

Krönung Kaiser Karl I.

Das deutsche Wirtschaftsreich.

Erinnerungen an Rumänien. I. Teil.

„Vermißt“, eine rechtliche Betrachtung. (Schluß).

Die Wasserstraße durch die Landbrücke von Panama. II. Teil.

Der Wille siegt.

Berichte:

Davos (Fahret auf die Höhe).

Ausserdem als Beilage: **Mitteilungen der Kais. Deutschen Gesandtschaft, Abt. G,** und „**Der Sonntagsbote**“.

Bern (Geldbeförderung durch die Schweiz an die Kriegsgefangenen).

Kunst und Dichtung:

Als noch Friede war. (Fortsetzung und Schluß).

Schwinds „Symphonie“. (Fortsetzung).

Briefe eines Suchenden.

Bücherschau:

Deutschland im Kriege.

Zum 27. Januar 1917.

Tief im germanischen Volksbewußtsein lebt von uralten Zeiten her der Gedanke eines Herzogs, Heerführers, Herrschers, der in seiner Person alle Interessen, Nöte und Wünsche des vielgestaltigen Volkes vereinigt, um sie gegeneinander abzuwägen, auszugleichen und auf ein gemeinsames Ziel hinzuführen. Bei allen deutschen Stämmen finden wir diesen Gedanken und dieses Bedürfnis in seinen Fürsten, Herzögen und Königen verkörpert, um schließlich in unserm deutschen Kaiser sein höchstes Symbol und seine letzte stärkste Vereinigung zu finden. Die heutige, soziale Entwicklung hat längst dahin geführt, daß auch mit der zunehmenden geistigen Vertiefung und Durchbildung des Volkes eine wertvolle Mitarbeit desselben in allen seinen Schichten an der Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes einsetzte. Aber in seiner Geltung unberührt von dieser natürlichen Bewegung steht darüber als Wahrzeichen deutschen Glaubens, deutscher Liebe und deutscher Einheit: Wilhelm II., unser großer Kaiser.

Ist es jedem Deutschen selbstverständliche Pflicht, heute wie alle Tage seine ganze Kraft in dem Dienste des Vaterlandes einzusetzen, so ist es eine Erquickung und Anspornung zugleich für jeden von uns, unseren Kaiser als Vorbild eines unermüdlichen Dieners der Gesamtheit vor uns zu sehen. Das unsterbliche Wort seines großen Vorfahren: „Ich bin der erste Diener meines Staates“, steht tief in dem Wesen unseres Kaisers geschrieben und leuchtet untrüglich aus dem Tun seiner Tage von der Frühe des Morgens

bis tief in die Nacht. Das erhabene und doch auch so schwere Vorrecht, Vater des Volkes zu sein und im eignen Innern alle Hoffnungen wie Leiden des Volkes viel tausendmal zu empfinden, hat unser Kaiser freudig auf sich genommen, und es gibt kein Gebiet des krieg- und kummergepflügten Lebens dieser Tage, auf dem nicht auch er sein tiefstes eignes Erleben durchkostet hätte, um mit zu tragen, mit zu leiden, mit zu stärken und mit zu hoffen voll alten, stillen, deutschen Muts.

Und daß er heute mit ergrautem Haar ein neues gesegnetes Lebensjahr beginnt, das bringt unsern geliebten Kaiser und König uns auch als Menschen noch besonders nahe.

Mit allen übrigen Deutschen in der ganzen Welt bringen auch wir Internierte heute unserm Kaiser die heißesten Segenswünsche dar.

Heil Kaiser Dir!

H. v. B. (Int.)



Unser Kaiser auf der Rückfahrt von Norwegen 1914.

Zur Krönung Kaiser Karl I.

In dem altertümlichen Zeremoniell der ungarischen Königskrönung spielt die Szene auf dem Krönungshügel eine große Rolle. Hier hat der neugekrönte Ungarnkönig, einem historischen

gesandt, an dem die goldene Bulle verkündet wurde. Auch von dem Schlachtfeld von Mohacs wurde Erde herbeigeschafft. An die vier Schwertstriche schloß sich als letzte traditionelle Zere-



Brauche folgend, mit dem Schwert des heiligen Stefan vier Striche nach den verschiedenen Windrichtungen zu führen, um zu symbolisieren, daß er das Land gegen alle Feinde, woher sie auch kommen mögen, verteidigen werde. Der Krönungshügel wurde aus einzelnen Häufchen Erde errichtet, die alle Komitate geschickt hatten. So hat das Komitat Féher Erde von dem Platze

monie das Krönungsmahl an, das unter eigenartigen Umständen — nicht eingenommen wurde. Die Überlieferung will es, daß keiner der Teilnehmer auch nur einen Bissen zu sich nehme. Die 18 Gänge der Speisenfolge wurden in den Saal gebracht, jedem der Tischgäste gereicht, aber unberührt wieder hinausgetragen.

Das deutsche Wirtschaftsreich.

Unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. hat das Deutsche Reich die Größe erlangt, die es zu seinem außerordentlichen Widerstand befähigt. Was in andern Ländern eine Entwicklung von Jahrhunderten erforderte, hat sich in Deutschland in Jahrzehnten vollendet. Die konzentrierte Anwendung von wirtschaftlichem Unternehmungsgeist, Arbeitsamkeit und technischen Fähigkeiten hat in ihrem Ergebnis zu einer Steigerung und Solidität des deutschen Gesamtvermögens geführt, die nicht nur die Hoffnung stützt, daß die deutsche Wirtschaft den Krieg gut überstehen wird, sondern auch zu der Erwartung berechtigt, daß die Anpassung an die kommende Friedensarbeit sich ebenso leicht vollziehen wird, wie sich das Verhältnis zu den Anforderungen des Krieges gestaltet hat. Am 31. Dezember 1916 ist, nach einer

Pause von 29 Monaten, zum ersten Mal wieder ein deutscher amtlicher Kurszettel veröffentlicht worden. Dieses Ereignis hat nicht nur Bedeutung für den unmittelbaren Zweck, dem es dient, sondern es liefert auch ein wirtschaftliches Dokument von großem historischen Werte. Ein erheblicher Teil des deutschen Wirtschaftskapitals ist in der Gestalt von Wertpapieren tätig. Wenn man nun feststellen will, welchen Einfluß der Krieg auf dieses bedeutende Vermögen hatte, so braucht man nur die Entwicklung der Kurse zu beobachten. Daß die unmittelbare Wirkung des Krieges auf die Haltung der Wertpapiere eine erschütternde gewesen ist, erklärt sich von selbst. Hatte sich doch das deutsche Volk 44 Jahre lang der segensreichen Ruhe des Friedens erfreuen dürfen; so daß der Gegensatz zu einer so schroffen Umgestaltung

aller Verhältnisse, wie sie der Krieg mit sich bringt, im ersten Augenblick einen revolutionierenden Eindruck machen mußte. Aber schon bald zeigte sich die gute Disziplin eines in Arbeit groß gewordenen und an Selbstzucht gewöhnten Volkes. Die gesamte gewerbliche Tätigkeit stellte sich rasch auf die neuen Lebensbedingungen ein, und gerade die Rückwirkung, die sich an der Börse zeigte, bot den sichersten Beweis dafür, daß Deutschland wirtschaftlich für den Krieg gerüstet war. Der amtliche Börsenverkehr wurde eingestellt, um zu verhindern, daß wechselnde Stimmungen einen unsachgemäßen Einfluß auf den Wert des Kapitals übten. Das war eine Schutzmaßregel, die zum Besten der Besitzer von Wertpapieren gedient hat. Nachdem der erste Schrecken überwunden war, regte sich neues Leben in den Börsensälen und es entwickelte sich ein freier Verkehr, der schon nach wenigen Monaten einen sichtbaren Umfang annahm. Man hat immer gesagt, daß die Börse ein Instrument sei, welches am feinsten auf jede Veränderung in der politischen Atmosphäre reagiere. Wie weit diese Ansicht zutrifft, braucht hier nicht erörtert zu werden, da der Krieg neue Gesichtspunkte gebracht hat, die einen Vergleich mit früheren Voraussetzungen nicht zulassen. Jedenfalls konnte aber die andauernd feste Haltung der Kurse, wie sie sich aus dem freien Handel ergab, als ein unbedingt zuverlässiges Kennzeichen angesehen werden. Bei Ausbruch des Krieges hatte Deutschland, als einziger Staat unter den kriegführenden Nationen, auf den Erlaß eines allgemeinen Zahlungsaufschubes verzichtet. Dieser Entschluß war eine Folge der Erkenntnis, daß das deutsche Vermögen gefestigt und beweglich genug sei, um mit einer auf einzelne Verhältnisse beschränkten Sicherung der Schuldner auskommen zu können. So wurde in erster Linie den Hypothekenschuldnern eine Erleichterung gewährt, da der Grundbesitz besondere Rücksichten verlangte. Die Noterlasse, die diesen Teil des deutschen Kapitals betreffen, haben die Interessen von Gläubigern und Schuldnern in gleicher Weise geschützt. Auch für die Börse, der man eine sorgfältige Behandlung angedeihen lassen mußte, wurde ein sogenanntes Moratorium erlassen. Es handelte sich hier natürlich nur um Spekulationsgeschäfte, die zu einem bestimmten Termin abgewickelt sein mußten.

Hätte man verlangt, daß die Abnahme oder Lieferung von Wertpapieren, die auf Zeit gehandelt wurden, unabhängig von den gänzlich veränderten Lebensbedingungen des Krieges erfolgen mußte, so wären die Kurseinbußen, die der erste Anstoß verursachte, in schädlicher Weise zur Wirkung gekommen. Es wurde also bestimmt, daß diese Art von Verpflichtungen gegen Zahlung entsprechender Zinsen weitergeschoben werden konnten. Nun ermöglichte das Steigen der Kurse Ende November 1915 eine Aufhebung des Börsenmoratoriums und eine Erledigung der noch schwebenden Geschäfte. Das ist der erste sichtbare

Erfolg des Vertrauens in die Leistungen der deutschen Wirtschaft gewesen. Ein Posten von 300 Millionen Mark konnte, als letzter Rest der noch unerledigten Börsengeschäfte, damals abgetragen werden. Der neue Kurszettel aber zeigt, daß die Entwicklungslinie, die sich schon bis Ende 1915 scharf abgezeichnet hatte, nicht mehr unterbrochen worden ist und daß ein großer Teil der Kurse mit ansehnlichen Gewinnen bis ans Ende der ersten 29 Kriegsmonate gelangt ist.

Die Industrie hat nur in den Bezirken, die ausschließlich Friedensmaterial enthalten, den Einfluß des Krieges zu spüren bekommen. Dafür ist aber ein Gewinnausgleich bei allen Industriezweigen, die in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zu den Heeresaufträgen stehen, geschaffen worden. Es wird nun darauf ankommen, die Bestände in Rohstoffen und Fabrikaten, die naturgemäß stark verbraucht sind, wieder zu ergänzen. Daß es möglich sein wird, ist durch die ausgezeichnete technische Verfassung der deutschen Industrie garantiert. Die Wiedernerneuerung einer Industrie ist umso leichter, je besser die Fabriken eingerichtet und versorgt waren. Deutschland hat stets durch die ausgeprägt industrielle Richtung, die sein Wirtschaftskapital genommen hat, eine große Überlegenheit besessen. Im Frieden ist oft darüber gestritten worden, ob die sogenannte Industrialisierung der deutschen Wirtschaft ein unbedingter Vorteil sei, oder ob sie nicht vielmehr ein Element der Unsicherheit in das deutsche Volksvermögen hineingetragen habe. Die Erfahrungen des Krieges sind mit diesem Zweifel schnell fertig geworden. Eine Überproduktion konnte während des Krieges nicht mehr entstehen, da der Umfang des Bedarfes bis an jede denkbare Grenze heranreichte. Was früher eine ständige Gefahr gewesen ist, hat sich im Laufe des Krieges zu einer Lebensbedingung umgewandelt. Wenn sich auch heute nicht voraussagen läßt, wie die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Zukunft sein werden, so ist doch die sichtbare Leistung allein schon ein zuverlässiger Faktor, mit dem man rechnen darf. Im übrigen haben die Erfolge der Kriegsanleihen, die ein Kapital von 47 000 Millionen Mark dem Reiche zur Verfügung stellten, bewiesen, daß die Erträge des deutschen Vermögens, auch unter einer mehrjährigen Kriegsdauer, ihre Entwicklungsfähigkeit behalten haben. Man schätzt die Summe des in Wertpapieren angelegten Kapitals, ohne die fünf Kriegsanleihen, auf 65 000 Millionen Mark. Danach läßt sich ermesen, welche Bedeutung einerseits die Steigerung des Kurswertes, andererseits die verhältnismäßig nicht große Einbuße besitzt.

Wäre Deutschland seiner Wirtschaftskräfte nicht sicher und hätte es eine weniger unabhängige Stellung unter den Nationen, so könnte man die Befürchtung hegen, daß die wirtschaftliche Entwicklung vielleicht in eine engere Bahn gedrängt werden würde, als sie sie bis jetzt hatte. Aber die Geschlossenheit des deutschen

Wirtschaftsstaates während des Krieges ist ja eben die Kraftprobe gewesen, die die erforderliche Grundlage für die Zukunftshoffnungen hergestellt hat. Wie gut begründet diese Erwartung ist, tritt in der Bewertung der deutschen Schiffsfahrtsaktien deutlich in die Erscheinung. Mag der überseeische Verkehr zur Zeit aus dem Kreise der lebendigen Wirtschaftskräfte ausgeschaltet sein, so rechnet man doch mit Sicherheit auf seine Wiederherstellung, und keiner zweifelt daran, daß die deutsche Handelsflagge auf den Meeresstraßen später die gleiche Achtung genießen wird, die sie vor dem Kriege besaß. Deutschland ist für alle handeltreibenden Nationen ein guter Kunde und Lieferant gewesen. Solche Eigenschaften kommen rasch wieder zur Geltung, sobald die Hindernisse, die den internationalen Güterverkehr hemmen, ausgeschaltet sind. Nicht die Größe der Opfer, die der Krieg verlangt, sondern die Tragfähigkeit der Volkswirtschaft, der diese Opfer auferlegt sind, ist maßgebend für die Gründlichkeit der nach dem Kriege zu erwartenden Heilung.

Ein französischer Nationalökonom hat einmal gesagt, daß jede wirtschaftlich gesunde Nation die Kraft der Selbstheilung nach einer Krisis in sich trage. Die Richtigkeit dieser Anschauung hat sich nach allen Wirtschaftskrisen bestätigt. Nur die Länder, bei denen der Aufschwung künstlich gefördert war, und die mehr spekulative Werte als wirkliche Sicherheiten produziert hatten, sind aus dem Zustande der Schwäche nicht mehr herausgekommen. Es ist hier nicht der Platz, Beispiele für diese Erfahrung zu nennen, aber gerade die Erlebnisse in den letzten Jahren vor dem Kriege werden ohne weiteres den Hinweis auf die verschiedenartigen Folgen wirtschaftlicher Krisen geben. Man braucht sich nur zu erinnern, wie nach jedem Rückschlage, der die deutsche Wirtschaft getroffen hat, ein neuer Aufschwung einsetzte, um die Überzeugung zu gewinnen, daß selbst eine so schwere Katastrophe wie der Krieg die Voraussetzungen der Heilung bestehen läßt.

L.



Der Kaiser in Bern 1912.

Erinnerungen an Rumänien.

G. Sch. (Davos-Dorf.)

(Die Originalaufnahmen sind vom Prof. Schenker freundlichst zur Verfügung gestellt worden.)

„Das Wasser der Dimbovitza (das Flößchen, an dem Bukarest liegt) schmeckt süß“, sagt der Rumäne. Er will damit ausdrücken, daß, wer einmal in Bukarest gewesen ist, immer wieder

gern dahin zurückkehrt. Und es geht einem so nicht nur mit Bukarest, sondern mit dem ganzen Land. Auch im gerechten Zorn über die Feindseligkeiten Rumäniens bleiben die Eindrücke von

Land und Leuten, die der Fremde mit heimge-
tragen hat, leuchtend und unvergeßlich in der
Erinnerung bestehen.

In Predeal hatten wir die rumänische Grenze
überschritten. Ein wundervoller, sonniger Herbst-

Da liegt dem schönsten Garten gleich,
Mein Königreich“.

Im engen Tal der wildschäumenden Prahova,
das mit seinen schönen Villen und bescheidenen
Wohnhäusern eigentlich eine einzige langgestreckte



An der Tränke.



Rumänische Landstraße.

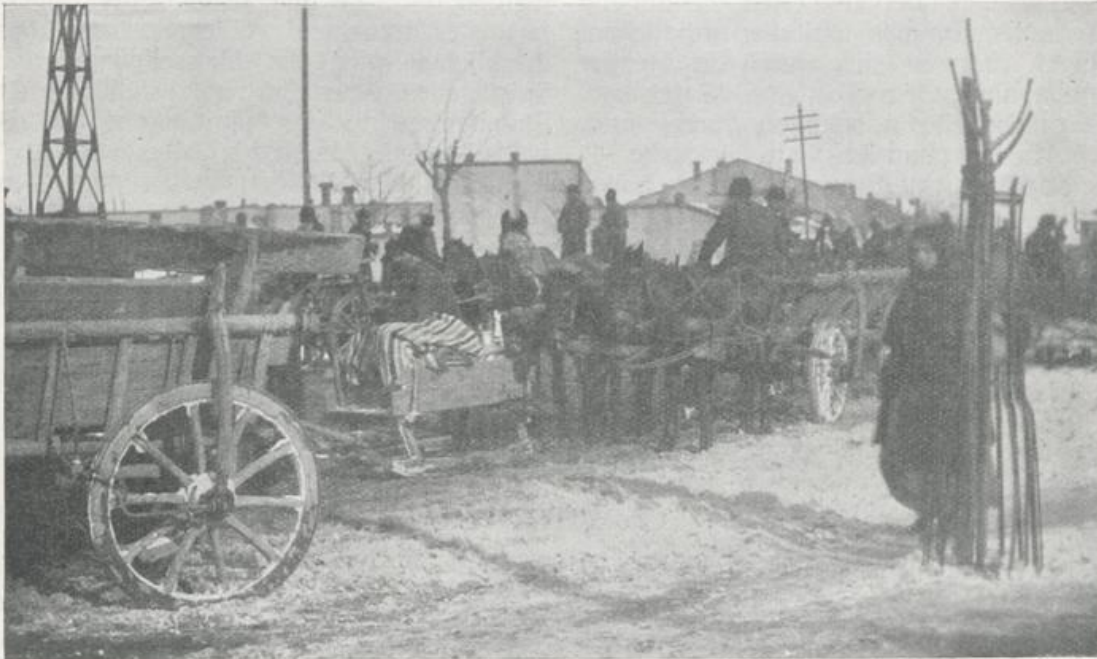
morgen war's als wir die majestätisch schöne
Karpathenlandschaft, die sich hier unsern be-
wundernden Blicken auftat, durchfahren. Im klar-
blauen Himmel hochragende, schneebedeckte
Bergriesen: „Der Om“ (das ist der Mensch), der
von fern wie das Profil eines Menschenantlitzes
aussieht, der „Karaiman“, die „Furnica“. Tiefdunkle Wälder, in denen noch Wölfe, wilde
Katzen, selbst Bären hausen, und dazwischen hier
und da herbstlich bunte Farben aufglühend. Diese
Gegend mag Carmen Sylva vorgeschwebt
haben, als sie die Verse schrieb:

„Wo Urwald hohe Felsen krönt,
Der Bergstrom wild zu Tale dröhnt
Und tausend Blumen blühen,
Die süße Däfte sprühen

Sommerfrische ist, geht die Fahrt weiter. Immer
schöner wird die Gebirgslandschaft. Und hier
im Glanzpunkt der Südkarpathen liegt Sinaia,
das „rumänische Baden-Baden“ die königliche
Sommerresidenz. Auf einem Hügel, von hohen
Tannen umgeben, steht Schloß Pelesch, in
altdeutschem Stil erbaut, das eines der schönsten
Schlösser der Welt sein soll, und nicht weit davon
das kleinere Schlößchen Peleschor der Kron-
prinzenfamilie. Der weißschäumende Pelesch-
bach durchrauscht die prächtigen Gartenterrassen,
die sich an das Schloß anlehnen. Er ist künstlich
bis in den Speisesaal geleitet, wo er als er-
frischender Springquell auf der Tafel sprudelt.
Der Peleschbach ist es auch, von dem Carmen
Sylva sagte, daß er ihr die entzückenden „Pelesch-

märchen“ ausgeplaudert habe, die sich zum größten Teil auf die Gegend um Sinaia beziehen. Nicht weit vom Peleschschloß leuchten die goldnen Zwiebelkuppen der Klosterkirche über den Tannen. Ein reicher rumänischer Bojar, der als türkischer Vasall die Belagerung von Wien mitmachte, hatte ihren Bau gelobt, wenn er heil zurückkäme. Sie wurde nach dem Berg Sinaia genannt und gab später dem ganzen Ort den Namen. Ursprünglich

und dazu keinen geschlossnen Rock, sondern ein farbiges, rockartig umgeschlagenes Tuch, oder statt dessen zwei bunte Schürzen, eine vorn, eine hinten. Über das Hemd wird zuweilen ein zierlich geschnittenes Jäckchen gezogen und bei unwirtlichem Wetter eine ärmellose Jacke aus Schaffell, die Lederseite nach außen gekehrt und mit bunten Blumen bestickt. Die jungen Mädchen tragen eine Blume im dunklen Haar; der Kopfputz der



Auf dem Wege zum Markt.

war sie als eine Art Hospiz gedacht, ähnlich des Großen St. Bernhard. — Am 15. August fand das Hauptfest des Klosters statt. Das war am 28. August nach unserm Kalender. Die Rumänen rechnen, da sie der orthodoxen oder orientalischen Konfession angehören, nach dem Julianischen Kalender, der im Vergleich zu unserm Gregorianischen um 13 Tage zurück ist. Am 15. August „alten Stils“ also wurden auf den Wiesen hinter dem Kloster Hunderte von Armen gespeist, die von weit und breit sich eingestellt hatten. Der König und die Königin weilten alter Sitte nach selbst unter ihnen, und der älteste Greis und die älteste Greisin durften ihnen die Hand küssen. Das Reizvollste für den Fremden ist an diesem Tag das bunte Bild der Landestrachten. Die nationale Kleidung der Männer besteht aus weißen Beinkleidern und einem weißen Hemd, das stets über der Hose getragen und durch einen bunten Gürtel an den Hüften zusammengerafft wird. Die Füße stecken in Opintschen, Leder-sandalen, die mit Riemen um den Fuß festgeschürzt werden. Die Kopfbedeckung ist ein Filzhut oder eine Lammfellmütze. Die Frauenbekleidung ist nicht im ganzen Königreich die gleiche. Gewöhnlich trägt man ein langes reich besticktes und mit Goldflittern benährtes Hemd

Frauen ist ein Schleier oder buntes Tuch. Die Kinder sind genau so wie die Erwachsenen angezogen. Zahlreich waren auch die Popen zum Fest erschienen, die in ihren langen schwarzen Talaren und den hohen schwarzen Mützen gemessen das bunte Gewimmel durchschritten und sich vom Volk die Hand küssen ließen. Ihr langes Haar, das sie nie schneiden dürfen, tragen sie unter der Kleidung versteckt oder lassen es frei über die Schulter wallen.

Erst gegen Abend zerstreute sich die Menge allmählich vom Festplatz. Aber noch lange erklang aus den Schenken an der Landstraße die streng rythmische, seltsam eintönige und doch anfeuernde Melodie der „Hora“, die das junge Volk mit biegsamer Anmut und verhaltener Leidenschaft tanzte, während die Alten auf niedrigen Schemeln an rohgezimmerten Tischen sich mit der unvermeidlichen Zuika, dem Pflaumenschnaps, die Köpfe erhitzen.

Im herrlichen Kurpark von Sinaia herrschte das elegante Leben und Treiben moderner Kurorte: Bei den Klängen der Zigeunerkapelle wandelten schöne Frauen, mit erlesener Eleganz nach der letzten Pariser Mode gekleidet, aber leider allzu stark gepudert, geschminkt und parfümiert, elegante Herren, Offiziere, Vertreter aller Nationen,

wie man schon an dem Sprachengewirr hört, in dem aber das Französische als die Umgangssprache der gebildeten Stände auf dem Balkan vorherrscht. Funkelnd steigen mächtige Springbrunnen in die sonnige Luft. Seltene Blumen duften und glühen in den Anlagen. Von den Tennisplätzen, der Rollschuhbahn, dem Kinderspielplatz dringt frohes Lachen und Rufen herüber. Wunderschöne Reitpferde werden an den Reitwegen angeboten. Die für Rumänien und den ganzen Orient überhaupt so charakteristischen Straßenverkäufer von Obst, Zeitungen, Gebäck, Zigaretten, Blumen und allen möglichen andern Dingen drängen sich durch die Menge und preisen in singendem Ton ihre Waren an. Teppiche — rumänische in schönen Farben und eigenartigen Mustern und kostbare türkische, — rumänische handgestickte Blusen, Schürzen usw., sind zwischen den Bäumen an der Straße aufgehängt und locken unwiderstehlich zum Kaufen an. Schließlich fehlen auch nicht die Zigeuner, diese kulturverachtenden Philosophen, in ihren Kleidern voller Löcher und Flicker, die mit den Zaubertönen ihrer Geige jetzt in wildem Jubel und dann in schluchzender Traurigkeit alles mit sich fortreißen.

Am Ende des Kurparks steht das große Kasino, blendend weiß und vornehm. Es enthält ein Theater, Varietée, Kino, Tanzsäle, Restaurant, Konzerträume — und die Spielsäle. Schon am Spätnachmittag öffnen sich die Pforten der Spielhölle. Da sitzen die Spieler wie gebannt an den langen grünen Tischen, vor sich die Felder mit den Zahlen, auf denen sich die Geldstücke und Scheine häufen, oder von den „Croupiers“ mit den kleinen Rechen rasch und sicher fortgerafft werden, je nach den Launen der Glücksgöttin. Je weiter der Abend vorschreitet, desto undurchdringlicher wird die Menschenmauer um die Spieltische. Aber den Saal erfüllt nur ein leises Stimmengewirr, das die Stimme des Bankiers hell übertönt: *Messieurs, faites vos jeux!* — *Les jeux son faits!* — *Rien ne va plus!* — und die rote Kugel irrt im Roulette, bis sie auf einer beliebigen Zahl stehen bleibt.

Das war Sinaia einstmals. Und heute? Verödet und verlassen liegt es da. Auch der Frühling wird nicht wie sonst freudeberauschtes, buntbewegtes Leben und Treiben bringen. — *Les jeux sont faits!* — *Rien ne va plus!*

(Fortsetzung folgt).

Vermißt.

(Eine rechtliche Betrachtung von Leutn. d. R. Dr. Ahrens, Heiden.)
(Fortsetzung und Schluß.)

Die Todeserklärung erfolgt im Wege des gerichtlichen Aufgebotsverfahrens¹⁾. Berechtig zur Antragstellung ist in erster Linie mit Genehmigung des Vormundschaftsgerichts der gesetzliche Vertreter des Vermißten, d. h. der Vater bzw. die Mutter, der Vormund oder ein etwa bestellter Abwesenheitspfleger. Darüber hinaus ist aber auch jedem, der ein rechtliches Interesse an der Todeserklärung hat, die Antragsbefugnis eingeräumt. Hierzu gehören vor allem der Ehegatte, die Erben, interessierte Versicherungsgesellschaften, Gläubiger und schließlich auch der Staatsanwalt, da häufig ein dringendes öffentliches Interesse an der Feststellung vorhanden sein kann, ob ein Kriegsvermißter noch als lebend oder als bereits tot zu gelten hat²⁾.

Der Antragsteller hat zur gerichtlichen Einleitung des Aufgebotsverfahrens in genügender Weise dem Gerichte alle Tatsachen glaubhaft zu machen, die zur Begründung seines Antrags erforderlich sind. Neben den allgemeinen Mitteln der Glaubhaftmachung (wie z. B. Abgabe einer eidestattlichen Versicherung) genügt nach der ausdrücklichen Bestimmung des § 17 der Bundesratsverordnung zum Nachweise von Tatsachen, die bei Truppenteilen des Verschollenen bekannt sind, eine mit dem Dienstsiegel versehene schriftliche Erklärung des militärischen Disziplinar-

vorgesetzten oder bei den Tatsachen, die bei der obersten Militärverwaltungsbehörde bekannt sind, die schriftliche, mit dem Dienstsiegel versehene Auskunft dieser Behörde.

Der Antrag auf Todeserklärung ist schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers³⁾ bei dem Amtsgericht zu stellen, in dessen Bezirk der Kriegerverschollene den letzten inländischen Wohnsitz, d. h. seine ständige Niederlassung hatte⁴⁾. Das Gericht erläßt, falls der Antrag zulässig und begründet ist, durch Anschlag an die Gerichtstafel und an sonstige für amtliche Bekanntmachungen bestimmte Stellen⁵⁾ das sogenannte Aufgebot mit einer doppelten Aufforderung, nämlich einmal an den Vermißten, sich zur Vermeidung der Todeserklärung spätestens im Aufgebotstermine zu melden, und sodann an alle, die über das Leben oder den Tod des Vermißten Auskunft geben können, dies dem Gericht bis zum Aufgebotstermine zu melden, und sodann an alle, die über das Leben oder den Tod des Vermißten Auskunft geben können, dies dem Gericht bis zum Aufgebotstermine anzuzeigen. Ist eine Aufgebotsfrist von mindestens einem Monat seit Anschlag an die Gerichtstafel verstrichen, so hat

³⁾ Die Zuziehung eines Rechtsanwalts ist nicht erforderlich.

⁴⁾ Der Garnisonsort als Wohnsitz kommt nur bei Berufssoldaten in Betracht.

⁵⁾ Die sonst erforderliche Bekanntmachung des Aufgebots in öffentlichen Blättern kann nach § 6 der Bundesratsverordnung unterbleiben.

¹⁾ Nach §§ 946—976 der Zivilprozeßordnung u. §§ 5—18 der Bundesratsverordnung.

²⁾ § 16 der Bundesratsverordnung.

das Gericht durch Urteil die Todeserklärung auszusprechen, wenn es die zur Begründung des Antrags vorgebrachten Tatsachen für erwiesen erachtet. Nach Maßgabe von § 9 der Bundesratsverordnung kann das Gericht das Verfahren auf die Dauer von längstens einem Jahre aussetzen. Das erlassene Urteil gibt den Tag an, der als Todestag des Vermißten anzusehen ist, und begründet somit die rechtliche Vermutung, daß der Kriegsverschollene an diesem Tage verstorben ist. Grundsätzlich wird nach § 2 der Bundesratsverordnung als Todestag der Tag angenommen, an dem der Antrag auf Todeserklärung zulässig geworden ist. In der Praxis des jetzigen Krieges, besonders des Schützengrabenkampfes, wird aber zumeist das besondere Ereignis (die Schlacht, das Gefecht, die Patrouillenunternehmung, der Schiffsunfall u. a.) festzustellen sein, seit dem der Verschollene vermißt wird. In solchen Fällen gilt als Zeitpunkt des Todes der Zeitpunkt des Ereignisses, wenn nicht offensichtlich ist, daß der Verschollene dieses Ereignis überlebt hat (§ 2 Satz 2 der Bundesratsverordnung).

Mit Erlaß dieses Ausschlußurteils ist die Ungewißheit über das Leben oder den Tod des Vermißten rechtlich beseitigt. Der Vermißte ist in jeder Hinsicht rechtlich als Toter zu behandeln. Der Gesetzgeber hat jedoch eine Sicherheit schaffen müssen für den Fall, daß die Todeserklärung mit Unrecht erfolgt oder der Zeitpunkt des Todes des Verschollenen unrichtig festgestellt ist. Jeder, der an der Aufhebung der Todeserklärung oder an der Berichtigung des Zeitpunktes des Todes ein rechtliches Interesse hat, kann im Wege der Klage, die bei dem Landgericht einzureichen ist, die Todeserklärung anfechten. Beklagter ist derjenige, der die Todeserklärung erwirkt hat, oder, falls dieser verstorben, unbekanntem Aufenthaltsort oder im Auslande ist, der Staatsanwalt.

Interessant gestaltet sich jedoch die Rechtslage, wenn der Toterklarte wieder auftaucht, ein Fall, der in früheren Zeiten verschiedentlich vorgekommen ist. Die Geltendmachung seines rechtlichen Daseins ist ihm vom Gesetzgeber dann wesentlich erleichtert. Er hat die Aufhebung seiner Todeserklärung bei dem Aufgebotsgericht schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers unter Angabe der begründenden Tatsachen und Beweismittel zu beantragen. Hat das Gericht nach Anhörung des Staatsanwalts und desjenigen, der die Todeserklärung erwirkt hat, und nach

Anstellung der erforderlichen Ermittlungen und Beweise festgestellt, daß der Antragsteller der verschollen Gewesene ist, dann hat es durch Beschluß das die Todeserklärung aussprechende Urteil aufzuheben, andernfalls den Antrag abzulehnen. Dieser Beschluß ist die Legitimationsurkunde des Verschollenen für sein rechtliches Dasein. Auf Grund desselben kann er die Berichtigung des Standesamtsregisters verlangen und sein Vermögen, event. im Wege der Klage wegen ungerechtfertigter Bereicherung, von seinen Erben fordern. Wesentlich schwieriger ist dagegen dem kriegsverschollenen und für tot erklärten Ehemann, seine familienrechtliche Stellung wieder geltend zu machen, falls seine Ehefrau inzwischen eine neue Ehe eingegangen ist. Hier kann der von Tennyson poetisch behandelte Fall des „Enoch Arden“ zur Wirklichkeit werden. Durch die neue Ehe ist die alte Ehe aufgelöst worden, falls nicht die Ehefrau des Verschollenen und deren neuer Ehemann bei der Eheschließung wußten, daß der Verschollene die Todeserklärung überlebt hat. Der verschollen gewesene Ehemann ist also ohne sein Wollen und Zutun ohne Ehefrau, trotzdem diese noch am Leben und nicht von ihm in der vorgeschriebenen Weise gerichtlich geschieden ist. Der Gesetzgeber hat versucht, diese tragikomische Situation durch die Bestimmung zu lösen, daß jeder Ehegatte der neuen Ehe das Recht hat, binnen sechs Monaten seit Kenntnis von dem Fortleben des Verschollenen die neue Ehe anzufechten, es sei denn, daß er bei Schließung dieser neuen Ehe Kenntnis von dem Leben des Verschollenen hatte. Also nur die zurückgebliebene Ehefrau des Kriegsverschollenen hat außer dem neuen Ehemann die Möglichkeit, zwischen ihrem neuen und ihrem verschollen gewesenen Ehemann zu wählen. Entscheidet sie sich nicht wieder für letzteren oder will der neue Ehemann seine Ehe trotz dieser Umstände nicht aufgehoben wissen, so kann der Verschollene nichts dazu tun. Er hat dann eine ähnliche Rechtsstellung wie ein geschiedener Ehegatte. Dringend wünschenswert im Interesse des verschollen gewesenen Ehemannes, dessen Ehefrau eine neue Ehe eingegangen ist, wäre deshalb die Schaffung von gesetzlichen Bestimmungen, die dem verschollen Gewesenen ein ähnliches Mitbestimmungsrecht über die Aufnahme seiner Ehe einräumen, wie es bei seiner wiederverheirateten Ehefrau der Fall ist.

Die Wasserstraße durch die Landbrücke von Panama.

Zur Erinnerung an einige vor internierten Kameraden gehaltene Vorträge von Leutn. Dr. O. Lutz, z. Zt. Leiter der techn. Interniertenschule Zürich.

(Fortsetzung).

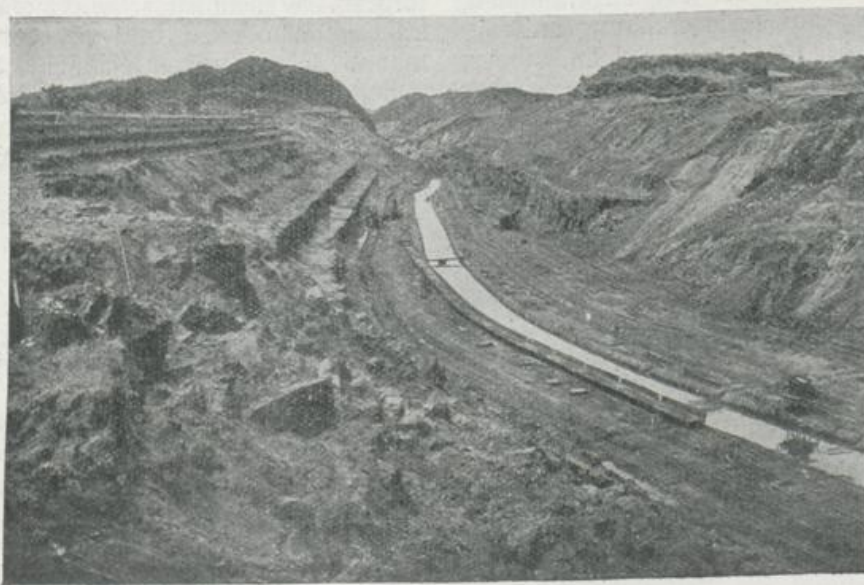
II. Ausführung und Vollendung des Schleusenweges.

Noch war man sich über die Form der Wasserstraße — ob Meereshöhen- oder Schleusenkanal —

nicht im klaren, als die erste, aus sieben Männern bestehende Kanalkommission die Vorarbeiten begann (1904). Zunächst mußte die Bauzone in stand gesetzt und die gesundheitlichen Verhält-

nisse gebessert werden. Das war nur zu erreichen durch eine Eindämmung der mörderischen tropischen Fieber, dem Gelbfieber und der Malaria, wollte man nicht die opferreichen Erfahrungen der Franzosen machen. Auf Cuba hatte die amerikanische Regierung bereits während des spanisch-amerikanischen Krieges das gelbe Fieber ausgerottet. Es war ein Gebot der Klugheit, mit den ersten Ingenieuren eine Abordnung erfahrener Sanitätsoffiziere nach Panama zu senden, die mit

und Trinkwassersystem angelegt und Ordnung und Sauberkeit in die öffentlichen Verkehrseinrichtungen gebracht. Wollte man vollen Erfolg haben, so mußte man weiterhin die Erkrankten von den Gesunden abschließen. Man umgab zu diesem Zwecke die Isolieräume der Hospitäler und die Wohnungen der Amerikaner mit einem feinmaschigen Metalldrahtgewebe, das den Mücken den Eintritt verwehrte. Eine strenge Hafencarantäne sicherte die Zugänge zum Kanal vor



Der Culebra-Einschnitt kurz vor der Vollendung (flache Terrainierung links, rechts Einsturzflächen).

rücksichtsloser Schärfe den Kampf gegen die furchtbaren Seuchen einleitete. Die Vernichtung des gelben Fiebers stieß auf keine großen Schwierigkeiten, nachdem man einmal die Art der Übertragung einwandfrei festgestellt hatte. Die Krankheitserreger gelangen durch den Stich hausbewohnender Mücken oder Schnaken (*Stegomyia*) aus dem Blute erkrankter Menschen in das gesunde. Es galt also in erster Linie die ungemein zahlreichen Insekten und ihre Brut zu zerstören. Die Mücke pflegt ihre Eier in künstlichen Wasseransammlungen (Trinkgläsern, Blumenvasen, Dachrinnen, Wassertonnen, Abortgruben u. a.) abzuliegen. Die Sanitätsbehörden mußten also auf die Zerstörung oder Unschädlichmachung dieser Brutplätze bedacht sein. Nach militärischem Muster wurden Kampfabteilungen, sogenannte „Brigaden“ gebildet, die je nach ihrem Sonderauftrag den stolzen Namen „Mücken-, Räucher-, Straßenfeger-, Straßenpflasterer-, Klosetbrigade“ führten. Sie schwefelten die Häuser aus, zerstörten Wasseransammlungen und überwachten ständig die Wohnungen.

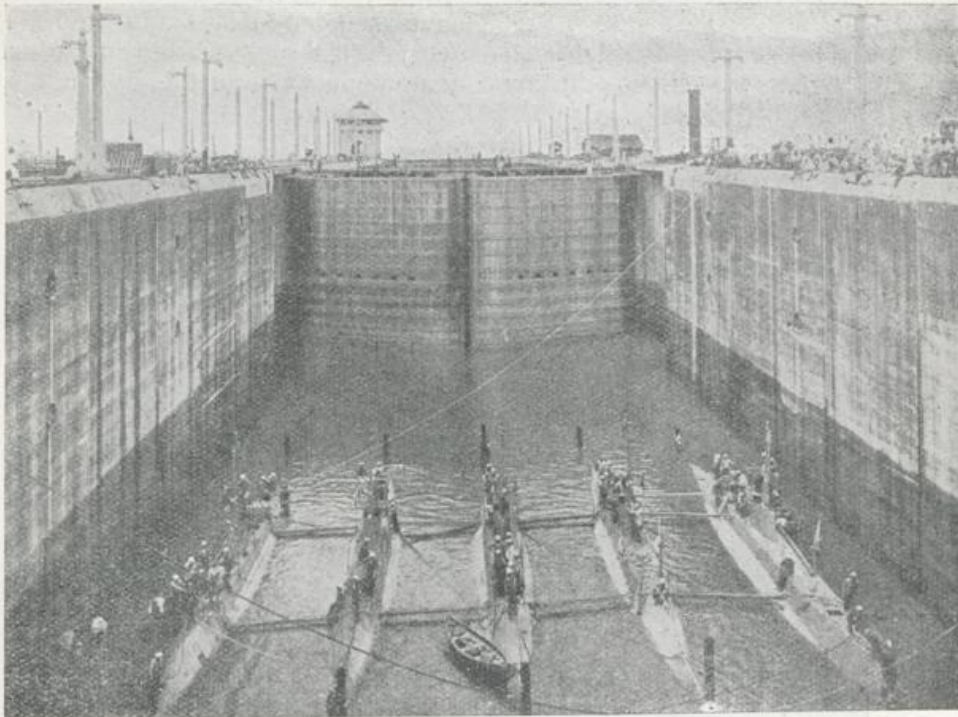
Zugleich wurden die Straßen gepflastert, in deren gastlichem Kot sich Schweine, Hunde, Aasgeier mit den Kindern der Eingeborenen um die verwesenden Abfälle stritten, ein Abwasser-

einer Verschleppung der Seuche aus benachbarten Gebieten. Die Eingeborenen sahen dem seltsamen Treiben der Fremdlinge mit höhnischem Lächeln zu, der Tod mache doch nicht halt vor ihren düstern, durch Draht umschnürten Häusern. Sie verstummten aber, als nach acht Monaten das gelbe Fieber vollständig erloschen war.

Nun gingen die Sanierungsbehörden an die Bekämpfung der Malaria, die noch verbreiteter war als das gelbe Fieber. Auch diese Krankheit wird durch den Stich einer Mücke (*Anopheles*) übertragen, ihre Ausrottung stößt jedoch auf erheblich größere Schwierigkeiten. Die Überträgerin bewohnt natürliche Wasseransammlungen außerhalb der menschlichen Niederlassungen und legt dort ihre Brut ab (Sümpfe, tote Flußarme, feuchte Wiesen, Gräben). Der Kampf mußte sich also auf ein weitgedehntes Gebiet erstrecken. Die Gewässer wurden vergiftet oder ihre Oberfläche mit einer Schicht dicken Rohöls begossen, so daß die Larven infolge Luftmangels ersticken, feuchte Wiesen durch Abzugsgräben trocken gelegt, das Gras dauernd niedergehalten und verbrannt, die Insekten, wo man ihrer habhaft werden konnte, vernichtet. Die dabei angewandte Technik kann als mustergültig bezeichnet werden und ist

mit Erfolg in andern Ländern, u. a. auch in den deutschen Kolonien, nachgeahmt worden. Man konnte zwar nicht ein völliges Erlöschen des Fiebers erwarten, aber es wurde doch erreicht, daß die Ausfälle durch Erkrankungen von 12% auf 1% zurückgingen. Die gesundheitlichen

zu schachten hatte, und die pazifische Abteilung, deren Aufgabe der Bau der Schleusen am Ausgang zum Ozean, der Hafenanlagen, Ausfahrtstraße und Wellenbrecher bildete. Wer das Riesenunternehmen in seiner Entwicklung sah, dem schien es ein gewaltiger, beseelter Organis-



Die Gatun-Schleusen als Dock für amerikanische Unterseeboote.

Verhältnisse hatten sich inzwischen überhaupt so gebessert, daß weiße Angestellte in der Bauzone wie zu Hause leben und arbeiten konnten. Die Sterblichkeit war sogar geringer als in großen amerikanischen Städten — wahrlich ein schöner, bewundernswerter Erfolg. Das Verdienst, durch diese Arbeiten den Bau des Kanals eigentlich erst ermöglicht zu haben, gebührt dem ausgezeichneten Oberst Gorgas.

Nach einigen Wechseln in der Verwaltung wurde im Jahr 1907 eine Militärkommission, an deren Spitze der Oberst Goethals stand, nach dem Isthmus geschickt. Sie setzte sich aus erfahrenen Offizieren des Geniekorps zusammen und führte die inzwischen beratenen und angenommenen Pläne aus, einen Schleusenweg anzulegen. Es ist bemerkenswert, daß damit das größte amerikanische Kulturwerk eine Schöpfung von Armeemoffizieren wurde und streng militärische Formen im „freiesten Lande der Welt“ angewandt werden mußten, um es zu verwirklichen.

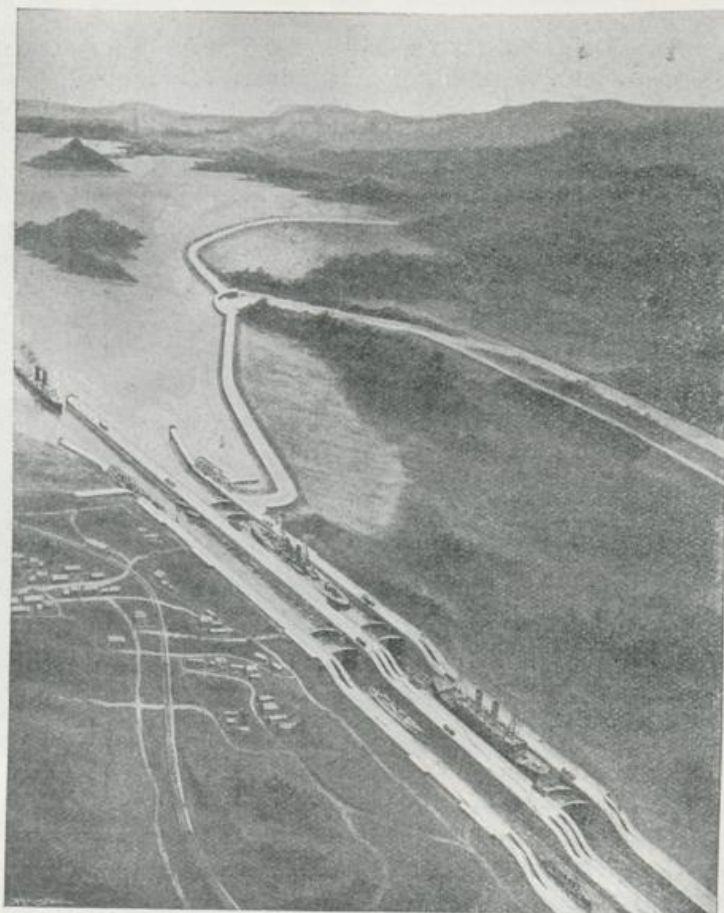
Die Arbeitsstätte war in drei Abteilungen gegliedert — die atlantische, betraut mit der Anlage von Wellenbrechern und Hafengebäuden in Cristobal, des Annäherungskanals, der gewaltigen Schleusen und des Erddamms von Gatun und der Überstauung des Chagresflusses, die mittlere oder Culebraabteilung, welche durch den 15 km langen gebirgigen Mittelabschnitt die Fahrinne

mus zu sein, der die Schicksale seiner menschlichen Schöpfer, Glück und Leid, Erfolg und Enttäuschung teilte. Und wo heute das Auge ein weites Seegebilde, einen schmutzigen, dünnen Wasserfaden und ein paar Kunstbauten erblickt, rang einst in erstaunlicher Kraftentfaltung menschlicher Wille mit dem ungeschlachten Trotz des Erdreichs. Der Kanal wurde das Arbeitsepos der neuen Welt.

Er führt als Schleusenweg über die Landbrücke von Gatun bis Miraflores. An der atlantischen Seite reicht er in Meereshöhe in die offene Bucht von Colon hinaus. Um die Gewalt der Wogen zu brechen und ein ruhiges, geräumiges Hafenninnere zu schaffen, wurden gewaltige Dämme aus Felsquadern im Meer aufgetürmt (5 km lang). Bei Cristobal erheben sich die neuen Hafenstätten mit modernen Kränen, Bekohlungsanlagen, Magazinen und andern zeitgemäßen Verkehrseinrichtungen. Von hier aus führt ein 150 m breiter Zufahrtskanal durch die sumpfigen, atlantischen Küstenniederungen, über die alte französische Wasserstraße hinweg nach der Schleusentreppe von Gatun. In drei Stufen, deren jede über 300 m lange und 33 m breite Doppelkammern führt — die eine zur Tal-, die andere zur Bergfahrt bestimmt —, erklettern hier die Fahrzeuge die Höhe des künstlichen Sees (26 m über Meereshöhe). Die gewaltigen Ausmaße dieser Bauten

ergaben sich aus der Notwendigkeit, in Anpassung an die Bodenverhältnisse die einzelnen Stufen zusammenzufügen. Jede Kammer hat am Eingang und Ausgang zwei Torpaare, deren vorderes als Schutztor gedacht ist. Die Füllung

Toröffnung eingeschleppt zu werden, wie von unsichtbaren Händen getragen langsam emporzuschweben, die einzelnen Stufen der Riesentreppe zu überwinden und von stolzer Höhe aus auf der seeartigen Wasserbahn den Weg nach dem



Gatun-Schleusen und Erdamm aus der Vogelschau.

geschieht von oben her durch Wasserzutritt aus der Haltung des Gatunsees in die Zuflußröhren der Seitenwälle, die unter dem Kammerboden durch seitliche Zuführung in zahlreichen Stichkanälen ausmünden. Der Umlauf im Mittelwall wird im letzten Teil der Füllung zur Überwindung des starken Wasserdrucks der Füllwasser geöffnet. Füllung und Leerung nehmen je Kammer ungefähr 15 Minuten in Anspruch. Gegen irgendwelche unvorhergesehenen Ereignisse sollen außer den Schutzoren noch Pufferketten, ausschwingbare Notverschlüsse und Versenkkasten schützen. An sich liegt schon eine starke Gefahrverminderung in der Anordnung, daß die Schiffe beim Anlaufen der Schleusen Dampf löschen müssen. Sie legen längsseits einer Mole fest, überholen die Stahlrossen der elektrischen Zuglokomotiven, deren vorderes Paar die Vorwärtsbewegung vermittelt, während das hintere die Steuerung besorgt, und werden durch die Kammern geschleppt. Es ist ein Ereignis von eigenem Reiz, auf dem Riesenleib eines Ozeanfahrers die Schleusen zu durchmessen, durch die mächtige

andern Ozean anzutreten. Man sieht dabei wenig Menschen auf den Schleusenmauern; die Bewegungsvorgänge vollziehen sich meist in geheimnisvoller Tiefe. Oben im Kontrollhaus steht ein einzelner Mann am Modelltisch und löst die ineinandergreifenden motorischen Kräfte durch Schalthebelzug aus. Was außen vorgeht, sieht er an dem verkleinerten Schleusenmodell in wirklicher Form, andere Vorgänge werden graphisch angezeigt. Wahrlich eine ideale Form der Arbeitsvereinfachung, eine überaus sinnvolle Anwendung geringster menschlicher Kraft auf maschinelle Vorgänge.

Westlich der Schleusen liegt eine gewaltige Hügelbarre, der Gatundamm, der heute wie eine natürliche Bodenwelle sich anläßt. 16 Millionen cbm felsiges und sandiges Füllmaterial wurden über das Chagrestal geworfen, um die Wasser zu stauen und den riesigen künstlichen See zu speisen. Zur Ausgleichung des Wasserstandes in dem sehr niederschlagsreichen Gebiet und zur Entnahme der für den Betrieb des Elektrizitätswerkes erforderlichen Kräfte trägt der Damm einen Über-

lauf mit Aufzugtoren. Sind sie geöffnet, so stürzen hier die Wogen in breitem Strom in die Tiefe, brechen sich an stählernen Klötzen, branden wieder in die Höhe und hüllen die ganze Umgebung in ein wunderschönes Regenbogenfarbenspiel.

überlagerten und auftrieben. Es schien oft, als ob an diesen gewaltigen Einbrüchen das ganze Werk scheitern müßte. Die zahlreichen mächtigen Naßbagger, die im Einschnitt heute noch arbeiten, zeigen, daß die Schuttmassen noch keineswegs beseitigt sind und der Kanalleitung



Dampfschaufel mit riesigem Felsbrocken über dem Förderwagen im Culebra-Einschnitt (am Löffelrand die Schneidezähne).

Der künstliche See bedeckt eine Fläche, größer als die des Vierwaldstättersees. In zahlreichen Buchten reicht dieses inselreiche Gebilde weit ins Landesinnere. Es war, als hätte die Menschenhand über jene in erstaunlicher Lebensfülle strotzenden Regenwälder die Sintflut heraufbeschworen. Da und dort ragt noch heute eine verwelkte Palmkrone aus den blauen Fluten. Mächtige Urwaldriesen, ihres Blattschmucks beraubt, behaupten in den stillen Buchten noch ihr altes Standrecht, andere treiben, vom tückischen Element gefällt, auf dem Wasser umher. So wird hier die untergegangene Pflanzenwelt Braun- und Steinkohlenflöze bilden zu einer Zeit, da keine geschichtliche Überlieferung mehr etwas wissen wird von dem stolzen Menschenwerk unsrer Tage. Die Kanalrinne durch den Stausee, der mit voller Geschwindigkeit durchfahren wird, ist durch Bojen und Leuchttürme ausgelegt. Sie hält im allgemeinen nördsüdliche Richtung und verengt sich von über 300 m allmählich auf 93 m Sohlenbreite am Eingang zum Culebradurchstich, der Stätte der gewaltigsten Kraftentfaltung.

Eine unruhige, von spitzen Basaltkegeln erfüllte, regellos angeordnete Hügelwelt begleitet rechts und links den dünnen Wasserfaden. Bald sind die Ufer steil in hartem Gestein, bald weit landeinwärts zurückgetragen und flach gestuft in lockeren Massen. Der Blick schweift über wüste Trümmerfelder eingestürzter Böschungen, die auf kanalwärts geneigten felsigen Schichten bei Durchnässung ins Rutschen kamen und die Sohle

noch manche Sorgen bereiten werden. Ohne diese Erdbeben wäre der Kanal zwei bis drei Jahre früher fertig geworden. Wenn auch für die nächste Zeit die Gefahr nicht ganz verschwinden wird, so ist doch nach den neuesten Nachrichten eine vollständige Betriebslosigkeit unwahrscheinlich. Einmal müssen eben die abgerutschten Massen sich erschöpfen und zu beseitigen sein.

Durch das Felsentor der dunkeldräuenden Basaltmassen des Gold- und Contractorhügels überwindet der Kanal die Wasserscheide. Nichts deutet hier mehr darauf hin, daß einmal in streng gezügeltem Rhythmus in der Einschnittsleere eine gewaltige Arbeitsschlacht tobte. Des Morgens eilten die Arbeiterkolonnen gleich Riesenschlangen über die Böschungen. Von Nord und Süd schoben sich dampfend und pustend die Förderzüge herein. Die Batterien der Bohrmaschinen begannen ihre eintönige Ratterarbeit, das wie Maschinengewehrfeuer sich anhörte. Vom Dunkel der Bermen hoben sich die helleuchtenden Pufferwölkchen der Dampfschaufel, der eigentlichen Schöpferin des Kanals. Aus dem überdachten Kesselhaus dieser Hand gewordenen Maschine ragt ein mächtiger Ausleger, an dem der Löffeleimer mit Schneidezähnen und steifem Stil ausgeschwungen wird. Die durch Sprengung gelockerten Gesteine werden vom Löffel gefaßt; weichen sie nicht, so reißen die Schneidezähne, bis der Schlund sich füllt. Zu große Gesteinsblöcke werden zu Boden geworfen, bis sie bersten, andere auf dem Löffelrand mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs

zum Förderwagen balanziert. Acht Stunden zitterte dieser maschinelle Organismus unter der harten Tagesarbeit, öffnete und schloß unentwegt den Löffelboden und fuhr unter eigener Kraft vorwärts, wenn die Erdmassen aus dem Bereich des Auslegers gerückt waren. Nur durch eine derartige Vereinheitlichung der Baggertypen und der ausschließlichen Verwendung eines besonders erprobten Modells war es möglich, die erstaunliche Arbeitsleistung von fast 200 Millionen Kubikmeter Erde in verhältnismäßig kurzer Zeit zuwege zu bringen. Was ausgeschachtet wurde, wanderte nach den Endpunkten der Arbeitsstätte und füllte Sümpfe und Dämme. Es ging nach dem Grundsatz: Abbau gleich Aufbau.

Da alle Gesteine erst durch Sprengung gelockert werden mußten, so wuchs der Dynamitverbrauch ins Riesenhafte. Nicht selten sind Ladungen von dreißig und mehr Tonnen entzündet worden. Als die Sohle eingeebnet war, wurde vom Chagrestal Wasser eingelassen und die Durchfahrt eröffnet.

An der pazifischen Seite des Kanals zeigen die Schleusen eine andere Anordnung als am atlantischen Zugang. Sie sind in zwei getrennten Stufen errichtet, in der einfachen Doppelschleuse

von Miraflores, deren unteres Kammerpaar die Gezeitenunterschiede ausgleicht. Zwischen beiden liegt ein kleiner Stausee, der durch den Rio Grande gespeist wird (18 m Meereshöhe). Auch dieser Fluß mußte durch einen Erddamm aus seiner Bahn geworfen werden. Die Ausfahrtstraße in Meereshöhe führt durch weitgedehnte Sümpfe, aus deren Schlick und Schlamm bei Ebbe das groteske Stelzwurzelwerk der Mangroven emporstarrt. Träge liegen zahlreiche Kaimane im Sonnenbrande, und nur wenige tausend Schritte entfernt zieht das geräuschvolle Leben des modernen Verkehrs. Große Teile dieses Sumpfes wurden in Neuland verwandelt und tragen heute die schönen Anlagen der neugegründeten Hafenstadt Balboa, die mit Trockendocks, Reparaturwerkstätten, Werft, Verwaltungs- und andern Gebäuden für alle Anforderungen des Überseewesens vorbereitet ist. Auf breiter Basis zieht vom Strande aus ein mächtiger Wellenbrecher nach der Insel Naos. Er dämmt eine die Kanaleinfahrt versandende Meeresströmung ab und trägt eine kleine Festung zum Schutz des Zugangs. Von hier aus gewinnen die Schiffe die offene See nach 10 bis 12stündiger Durchfahrt (3 Stunden zur Schleusendurchfahrt je an beiden Seiten). (Fortsetzung folgt)

Der Wille siegt!

Daß in Deutschland durchschnittlich mehr als 90% der verwundeten Soldaten wieder kriegsverwendungsfähig werden, ist auf Grund fachwissenschaftlicher und amtlicher Feststellungen wiederholt mitgeteilt worden. Weniger bekannt ist, daß von den Schwerverwundeten, die militärisch nicht mehr verwendbar sind, ein hoher Prozentsatz, wenn nicht die überwiegende Mehrheit, zu bürgerlicher Betätigung wieder fähig wird. Nicht dem hohen Stand der ärztlichen Kunst und Wissenschaft und der Technik sowie der Tüchtigkeit unsrer Ärzte allein ist dieses Ergebnis zuzuschreiben. Die bei den Verletzten selbst zutage tretende sittliche Kraft, ihr eiserner Wille, sich trotz Verkrüppelung und Siechtum nicht niederzwingen zu lassen, hat ein gleich hohes Verdienst um den für den einzelnen wie für die Allgemeinheit, der er erhalten bleibt, gleich bedeutsamen Erfolg. Aufklärungsschriften mit anschaulichen Bildern aus Lazaretten und Erholungsstätten, Vorträge mit Lichtbildern und Films, Ausstellungen in fast allen größeren deutschen Städten haben dargetan, wie es nahezu jedem, noch so schwer verletzten Soldaten tatsächlich möglich wird, in einer seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Beschäftigung Selbstbewußtsein, Befriedigung, häufig auch lohnenden Verdienst zu finden.

Aus der Feder des Erziehungsdirektors Würtz ist unter dem Titel „Der Wille siegt!“ ein Heft, „Lebensschicksale neuertüchtigter Kriegsinvaliden“ erschienen, in dem die Bekenntnisse von „Siegern im Lebenskampfe“, die sich trotz schwerer Verkrüppelungen durch unbeugsame Willensstärke

zu neuem Arbeits- und Lebensmühe durchgerungen haben, mit deren eignen Worten niedergelegt sind. Als Leitmotiv klingt durch alle diese Niederschriften der stolze Gedanke, daß alles Zagen überwindbar und daß das Ziel der Schaffensfreude für jeden kraftvoll Wollenden erreichbar ist.

Beinamputierte eröffnen die Reihe der abgedruckten Schilderungen: Ein Hauptmann, der mit einer Prothese anstatt des linken in der Mitte des Oberschenkels abgenommenen Beins reitet und „mobilen“ Dienst tut; ein Infanterist, dem das rechte Bein amputiert werden mußte und der nach bestandener Prüfung als Fleisch- und Trichinenbeschauer tätig ist; ein Kriegsfreiwilliger, der mit einem rechten Bein, kaum ein Jahr nach der Operation, rudert und schwimmt; ein weiterer Freiwilliger, der mit einem Kunstbein nach einem Jahre bereits Lasten von $\frac{3}{4}$ Zentner Gewicht auf der verletzten Seite tragen sowie pflügen, hacken und graben kann.

Eine Anzahl von Einhändlern schildert, wie sie entweder nach Verlust oder Lähmung und Versteifung des rechten Armes und der rechten Hand mit der linken Hand schreiben, und zwar „schön schreiben“ und kaufmännische Arbeiten verrichten gelernt haben. Solche Linksschreiber beherrschen teilweise auch die Kurzschrift. Von besonderem Interesse ist, wie mehrere Einhänder auch die Schreibmaschine bedienen. Der eine teilt mit, seine neue Maschine (Klein-Adler) mache es ihm möglich, mit der linken Hand fast so schnell zu schreiben, wie ein mittelmäßiger Maschinenschreiber mit beiden Händen. Er kann übrigens

auch wieder mit Hilfe seines künstlichen Armes und einer sinnreichen Vorrichtung den Geigenbogen führen und leichte Musikstücke spielen. Er ist, wie er selbst bemerkt, „trotz des Verlustes des rechten Unterarmes ein relativ glücklicher Mensch“. Einem anderen Verletzten ist es gelungen, selbst eine Schreibmaschinen-Prothese, die er hat gesetzlich schützen lassen, zu erfinden, so daß er zweihändig Maschine schreiben, aber auch mit demselben Apparat das Eßbesteck halten, den Mandolinbogen spannen und andere Vorrichtungen vornehmen kann. Er hat über die von ihm erfundene Prothese verschiedentlich Vorträge gehalten. Nach seiner Erfahrung können auch die an der rechten Hand Gelähmten mittels seines Apparats wieder richtig arbeiten. Ein Unteroffizier, dem der rechte Arm abgenommen werden mußte, hat als gelernter Schreiner nach der Operation Meisterkurse mitgemacht und seine Meisterprüfung mit Anerkennung bestanden. Wieder einer bedient einen an den rechten Armstumpf angeschnallten Schmiedehammer, wie er schreibt, kraftvoll und wuchtig, während dem gesunden Arm die Aufgabe verbleibt, das Eisenstück zu halten und zu drehen. Ein Eisenbahner erzählt, wie er mit einer Handprothese seine frühere Beschäftigung als Lokomotivführer wieder aufnehmen konnte, wie er seinen Vorgesetzten seine Dienstfähigkeit be-

wiesen und die Beförderung zum Königlichen Lokomotivführer erreicht hat. Einarmige, die die Sense schwingen, die vermittels Prothese Schub- und Stehkarren bedienen, andere, die mit Armstumpf oder mit Prothesen einfachster Art, als Drechsler, im Forstdienst und in anderen Beschäftigungen lohnende Verwendung gefunden haben, berichten mit Stolz von dem Erfolge der aufgewendeten Willensanstrengungen. Auch ein doppelt Amputierter erzählt, wie er mit einem künstlichen Arm und einer Greifvorrichtung essen, schreiben, sich anziehen und sich die Zigarre anstecken kann.

Kriegsblinde, die Blindenschrift schreiben und lesen, Maschinen- und Kurzschrift erlernt haben und in Geschäftszimmern verschiedener Art arbeiten, fehlen nicht in der Schar der dem Leben Zurückgewonnenen.

Immer ist es die Kraft des Willens, die den Sieg über Krankheit und Siechtum erringt. Das Wort „Der Wille siegt“ steht auf der Eingangspforte der heutigen Kriegsbeschädigtenfürsorge. Der Wille vermag vor allem — so etwa drückt sich ein Erzähler aus — dem Verletzten das zu geben, was manchem Dummkopf eine Strafe dünkt und was doch das Beste auf dieser Erde ist, was das Leben erst lebenswert macht, die Arbeit.

Berichte.

Fahret auf die Höhe.

G. K., Davos.

Der Lebenskünstler Goethe bezeugt: „Was ich nicht gelernt habe, das habe ich erwandert“; auch der Turnvater Jahn betont den Zusammenhang zwischen Wandern und Lernen, wenn er schreibt: „Merksam auf das Tun und Treiben der Menschen, gelangt der Wanderer durch Land- und Leutekunde zu eigenem Urteil“, und der gesunde Sinn des Volkes stimmt ihm bei und nennt den, der mit offenen Sinnen in die Welt gewandert ist, einen „erfahrenen“ Menschen. Das Wandern, früher Fahren genant, schafft in der Tat Gefährten, Gefahr und Erfahrung, drei Dinge, von denen das spätere „Sitzleben und Heimbleiben“ in der Erinnerung zu zehren vermag. Das Wort von Seume: „Es ginge vieles besser, wenn man mehr ginge“, ist darum auch zu uns gesagt. Die Zeit, die wir hier in der gastlichen Schweiz erleben dürfen, ist zu schade, daß wir die freien Stunden im Wirtshause umbringen. Die Wanderung zu zweien oder dreien ist eben so ersprießlich wie die Zwiesprache mit der Natur, die nur dem Einzelwanderer winkt. Wenn ich den Kameraden hier einige Wanderfrüchte vorsetze, so ist der tatenlose Genuß nicht ihr einziger Zweck; dahinter und darüber steht der Rat: Gehe hin und tue desgleichen!

Davos liegt über 1560 Meter hoch, also höher als der Brocken und fast so hoch wie die Schnee-

koppe. Wer sich an den reichen Auslagen in den Schaufenstern genügen läßt, der bleibt mit seinen Gedanken, mit seinem Fühlen und Wollen trotzdem in der Niederung. Die Fensterscheibe läßt es nicht zu einem Erleben kommen, und was dahinter glänzt und lockt, ist mit aller seiner Herrlichkeit doch nur ein schwaches Ab- und Nachbild, im besten Falle ein dürftiger Ausschnitt aus der großen Alpennatur; darum „fahret auf die Höhe, daß ihr einen Zug tut!“ Der Weg zur Schatzalp ist auch im Winter gangbar, fast noch besser als im Sommer: Staub gibts nicht, verlaufen ist unmöglich. Den weichen, weißen Teppich unter unsern Füßen hat Mutter Natur selbst gewebt, sie erneuert ihn auch nach Bedarf.

Dicht hinter der katholischen Kirche liegt ein Felsblock am Wege, der noch vor wenig Jahren den Hohlraum dahinter ausgefüllt hat. Frost und Hitze haben ihn in seinem Bestande gelockert, und das Frühjahrswasser brachte ihn ein paar Meter weiter herab. Die Schneeschmelze auf den umliegenden Höhen verwandelt manch Wasserlein in einen reißenden Bergbach, der dann in seinem breiten Bette nicht mehr Platz genug hat. Steine, Geröll und Kies machen die Talfahrt mit und bedecken zuweilen in dicker Schicht Wiese und Feld, Garten und Weg, zum Schaden ihrer Besitzer. Was einst des Feuers Macht aus den Tiefen der Erde ans Licht brachte und zu Berg-

riesen auftürmte, das trägt der winzige Wassertropfen langsam, aber sicher auf Umwegen ins Meer.

Die Schwarztannen links und rechts des Weges bieten mit ihrer Schneelast ein ganz anderes, aber

Drahtseilbahn. Aus allen Ländern kamen sie, Männlein und Weiblein, Alte und Junge, Freund und Feind, um Genesung zu suchen und früher oder später da draußen ein stilles Grab oder eine Aschenurne zu finden. Auch mancher deutsche



Gesamtansicht von Davos.

nicht minder schönes Bild als sonst. Sie seufzen und stöhnen nicht unter der schweren Last, sondern beugen sich in Geduld, bis die warme Sonne sie davon erlöst. Könnten wir es ihnen

Soldat ruht da aus vom Kampf und Streit; ein schlichtes Holzkreuz ist der letzte Gruß seiner Kameraden. Das Grabmal daneben mit dem Fez auf der Holztafel gehört einem Türken, einem



Davoser Bobbahn.

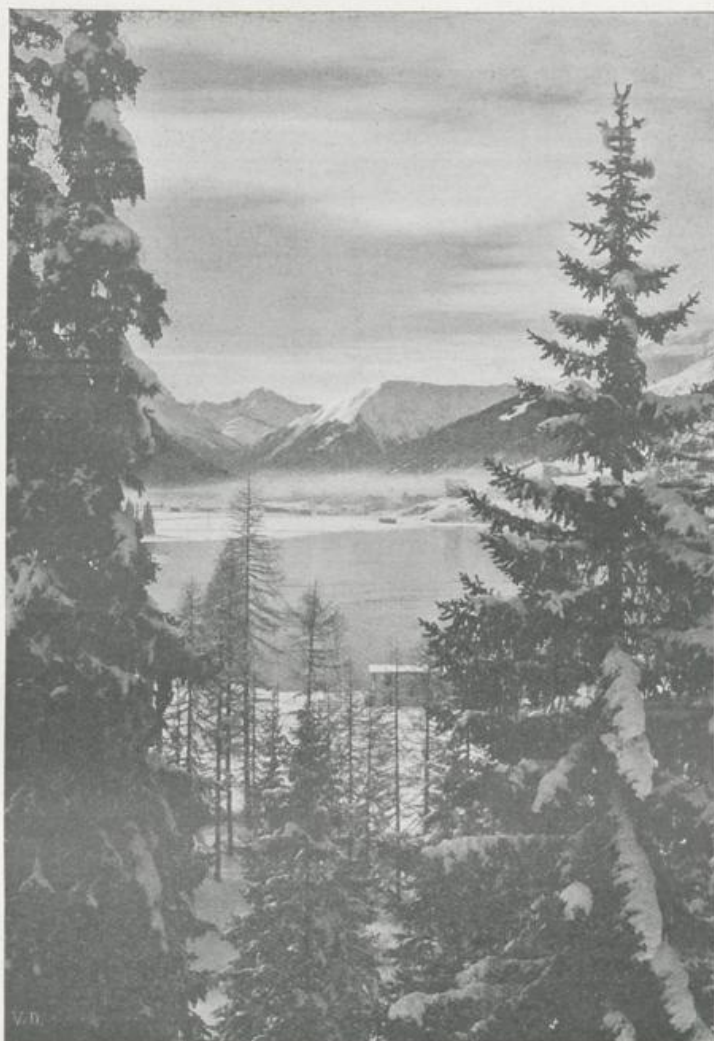
doch gleichtun. Überall ist ja der Mensch auf dem Wege zum Kirchhof, aber hier in Davos haben es viele besonders eilig. Sieben Kirchen und Kapellen zählen wir von der Brücke der

Bekenner des Islam. Die abgebrochene Säule, der Obelisk und das Kreuz erzählen, wie verschieden sich die Menschen mit dem Rätsel des Lebens und des Todes abfinden. Ist es Zufall

oder Notwendigkeit, daß England auf seine Gräber nicht Gras und Blumen pflanzt, sondern sie mit kaltem Marmorstein zudeckt?

Jetzt sind wir oben. Der Senne hat sich für die Sommerzeit mit seinem Vieh vor der herauf-

Bergriesen umher im Alpenglühen geheimnisvoll aufleuchten. Jetzt sind nur noch vom Tinzenhorn und Piz Michel im Westen die Umrisse sichtbar, während die andern Formen verschwinden und der Einbildungskraft Nahrung geben. Millionen



Winter am Davoser See.

dringenden Kultur auf die Lochalp zurückgezogen, die eine halbe Stunde höher liegt. Auf andre Weise soll die Schatzalm jetzt ihrem Namen Ehre machen: ein großes Sanatorium mit Wetterstation und Turnplatz, mit Post und Telegraph und vielen Liegehallen, die von Davos unzertrennlich sind, steht für Erholungsbedürftige und Kranke das ganze Jahr offen. Nur in Gedanken folgen wir nun den roten Wegetafeln über den Strelapaß nach Arosa. Bei dieser Jahres- und Tageszeit fesselt ein andres Schauspiel: Unten im Tal flammt ein Licht nach dem andern auf; das Basler Sanatorium, dicht am Davoser See, erscheint mit den elektrischen Lampen in seinen Liegehallen wie festlich beleuchtet, und aus manchem Häuschen am Südrand des Tales grüßt ein mattes Licht hinter dem einzigen Fenster wie ein Dämmerchein aus dem Märchenland zu uns herüber.

Bist du ein Glückskind, so sahst du bald nach Sonnenuntergang die Schneehäupter der

von Meilen und Jahren überfliegt unser Auge mit einem einzigen Blick. Im Osten ist der Orion mit dem Jakobsstab, unser schönstes Wintersternbild, soeben aufgegangen, aber uns werden die fünf Sterne der Cassiopeia sichtbar, und hinter uns im Norden bieten sich der große und der kleine Bär mit dem Polarstern dem suchenden Wanderer als Wegweiser am Himmel und auf Erden an.

Der Weg am Sanatorium vorbei führt auf die breite Hauptstraße, die als Schlittenbahn an sonnenhellen Wintertagen ein Tummelplatz überschäumenden Lebens ist. Dann ist Vor- und Rücksicht für alle Beteiligten Pflicht. Der Abendwanderer wird dagegen nur selten durch einen Warnungsruf erschreckt. Von Herzen erwidern wir den flüchtigen Gruß des vorbeisausenden Fahrers; wissen wir doch: auch Gesundheit steckt an, und diese Erkenntnis ist für Davos, wo mancher Durchreisende aus Bazillenfurcht die Wagenfenster schließt, besonders wertvoll.

Geldbeförderung durch die Schweiz an die Kriegsgefangenen.

Was die Schweizer Behörde der Oberpostkontrolle Bern für den durchgehenden Geldverkehr der Kriegsgefangenen mit der Heimat an riesiger Arbeit bewältigt, erhellen die folgenden Aufstellungen:

„Seit Monat September 1914 sind durch Vermittlung der Oberpostkontrolle Postanweisungen für Kriegsgefangene umgeschrieben und versandt worden:

An französische Kriegsgefangene in Deutschland 3 363 411 Postanweisungen im Betrag von Fr. 38 590 266.16; an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich 1 040 926 Postanweisungen im Betrag von Fr. 15 043 386.17; an österreichische und ungarische Kriegsgefangene in Rußland 344 101 Postanweisungen im Betrag von Fr. 8 329 370.48; und an russische Kriegsgefangene in Österreich und Ungarn zusammen 813 543 Postanweisungen im Betrag von Franken 13 987 065.65 befördert.

Ferner wurden im Monat Dezember 1916 9 358 Postanweisungen im Betrag von Fr. 123 565.72

aus Deutschland nach Rußland (für deutsche Kriegsgefangene in Rußland) und 42 666 Postanweisungen im Betrag von Fr. 782 439.55 aus Rußland nach Deutschland (für russische Kriegsgefangene daselbst) vermittelt.

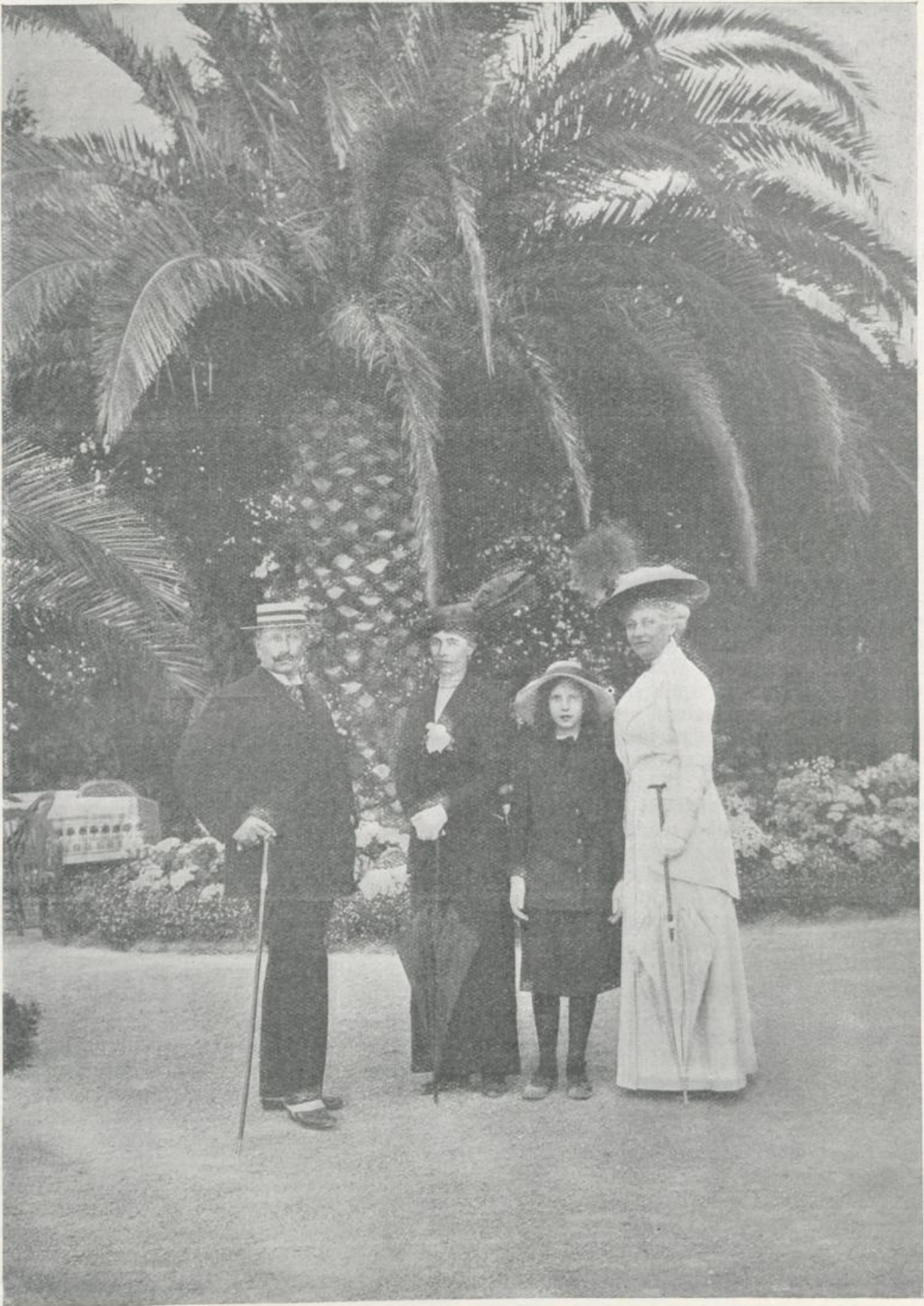
Seit anfangs August 1916 (Beginn dieses Dienstes) sind 44 189 Postanweisungen im Betrag von Fr. 629 720.47 aus Deutschland nach Rußland und 204 854 Postanweisungen im Betrag von Fr. 3 461 514.55 in umgekehrter Richtung umgeleitet worden.

Postanweisungen für Kriegsgefangene in Italien, Österreich und Ungarn sind im Dezember 1916 umgeschrieben und weiterbefördert worden:

Aus Italien (für italienische Kriegsgefangene in Österreich) 771 Stück im Betrag von Fr. 13 305.85; aus Italien (für italienische Kriegsgefangene in Ungarn) 71 Stück im Betrag von Fr. 1 939.97; aus Österreich (für österreichische Kriegsgefangene in Italien) 3 061 Stück im Betrag von Fr. 76 962.34; aus Ungarn (für ungarische Kriegsgefangene in Italien) 2 191 Stück im Betrag von Fr. 42 596.60.



Kaiser Wilhelm und Präsident Forer
in Zürich.



Das Kaiserpaar in Korfu und die Königin und Prinzessin von Griechenland.

Kunst und Dichtung.

Schwind.

Von Prof. Dr. Artur Weese in Bern.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ähnlich der „Symphonie“ ist der „Wunderliche Heilige“. Ein Dreiflügelbild, das in drei Volltafeln und in dem Rankenwerk eingeflochten in vielen kleinen Einzelbildern die Schicksale zweier Brüder darstellt, die gleich Eichendorffs „Rüstigen Gesellen“ auf vielverschlungenen Wegen durchs Leben ziehen, um schließlich in der Einsiedelei eines Bergtals als fromme Brüder einem beschaulichen Dasein anheimzufallen, wo sie derart in einander aufgehen, daß das Volk sie für eine einzige Person hält und den „wunderlichen Heiligen“ als gottesfürchtigen Wohltäter der Menschheit gläubig verehrt. Dies Bild ist eine Art Fuge, das zwei nebeneinander hergehende Melodien, die Geschichte des Musikanten und die Geschichte des heilkundigen Wundertäters nebeneinander entwickelt, aber immer wieder miteinander verflucht und verknüpft, um an drei großen Stellen, die wie Absätze das Ganze gliedern, den gefühlsmäßig erfaßten Inhalt voll zu entfalten und dadurch das Kunstgeflecht der in viele Einzelszenen zerlegten Geschichte als ein organisches Gefüge klarzulegen.

Schwinds kleine Bilder, die namentlich in der Münchner Schackgalerie in größerer Zahl vereinigt sind, muten uns wie Wander- und Liebeslieder an. Schubert, der mit dem Münchner Meister in enger Freundschaft verbunden war, und Schumann haben bei diesen schwärmerisch-schwermütigen Schöpfungen zu Gvatter gestanden. Die „Reisebilder“ bilden eine ganze Reihe dieser Art. Da hat sich der Wanderer wegmüde am Hang zur Ruhe niedergelassen und schaut mit Wehmut wie auf „die Mühle dort unten in dem Grunde“ auf ein Schloß. Der frühe Morgen weckt den jungen Gast zum unerwünschten Aufbruch und zur Weiterfahrt auf seinem langen Wege. Das Herz voll Abschiedsgedanken, schaut er im Hof, vor der Tür sich umkehrend, zum Erker hinauf, wo er hinter den Vorhängen einen glückverheißenden Blick aus jungen Mädchenaugen zu erhaschen sucht. Oder da ist der Reiter, ein junges Künstlerblut, der eben die Höhe des Hügels erklimmen hat und ins Tal zurückblickt, das er verläßt, um in die weite Welt zu ziehen. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schiekt er in die weite Welt“ — um dieses Leitmotiv ordnet sich ein ganzer Kranz von Bildstoffen, in denen die unmittelbaren Nachklänge der romantischen Reise- und Wanderlyrik leicht erkennbar sind. Und ein anderes Lied: Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben —, also wieder ein Motiv aus der Eichendorffschen Leier klingt aus vielen der kleinen Bilder heraus, die das Waldweben schildern, die Nixen, die den weißen Hirsch im Waldesdickicht aus klarem Quell tranken, des Erbkönigs Töchter, die am düsteren

Ort den nächtlichen Reiter ziehen; Rübezahls spukhafte Streifzüge in den Forsten des Riesengebirges und andere mehr, wie die mildherzige Helferin, die mit einem Tragkörbchen voll erquickender Nahrung den Weg durch den finsternen Wald zur Bettstatt der Kranken nimmt und in der Waldkapelle um Trost und Hilfe betet, während das Wild die Fahrstraße wechselt — alle sind liederartige Anschauungen, impressionistische Zwischenspiele aus dem Weltreiche der Romantik, aus dem Naturgefühl, das als weiches, träumerisches Erlebnis mit halbgeschlossenen Augen auf den Widerhall im Herzen lauscht und darin Glück und Weh des Erdenlebens erkennt. In keiner Kunst ist diese schwanke Brücke zwischen Anschauung der Sichtbarkeit, musikalischem Gefühl und poetischer Augenblicksstimmung mit so traumwandlerischer Sicherheit betreten worden, als in der romantischen. Die Elemente verschiedenartiger Kunstgattungen vermischen sich zu einem Ganzen, das ästhetisch als eine Neuschöpfung anzusehen ist. Eben wegen dieser eigenwilligen und allen Gesetzen widersprechenden künstlerischen Freiheit haben die Romantiker deutschen Geblüts von Verfechtern der starren Regel und des bindenden Kanons scharfen Tadel erfahren. Vielleicht sind sie deshalb nur uns Deutschen zugänglich und nur dann, wenn wir uns mal wieder ganz auf uns selbst besinnen.

Als noch Friede war

Schwarzwälder Heimatgedanken von W. Sticks.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ (Goethe.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Da wandte sich der Alte ab von dem Schauspiel, das da draußen sich vorbereitete, und blickte hinüber zum Tische, wo voll vom Lampenlicht übergossen sein letzter sonniger Blumengruß stand. Und der süße Duft, der den roten Lippen entströmte, faßte ihn wohl mit zarter Hand und führte ihn leise ins Traumland der Jugendtage, des Frühlings zurück, voller Jubel, Singen und Küssen. Ich las mirs aus dem stillen, glücksfrohen Schein, der auf dem schlummernden Antlitze lag.

Sein Kopf war ihm auf die Brust gesunken, sein Silberbart deckte die gefalteten Hände. Das Vögelein saß in der Dämmerecke, den Kopf zwischen den Flügeln. Die alte Schwarzwälder führte mit behäbigem, gleichmäßigem Ticktack das Wort. Alles träumte im Dämmerlicht, nur die Rose stand im runden Lichtkreis der leise summenden Lampe.

Da setzte das Vorspiel zum nächtlichen Teufels- und Geisterkonzert ein. Kurz abgerissen klagten die Stimmen durch die Finsternis, als müßten die Instrumente erst gestimmt werden. Langgezogen, klagend, so schauerlich übte die Klarinette die chromatische Tonleiter auf und ab. Der Bassist

rumpelte seine Quarten dazwischen, die Geiger jauchzten irgend eine schwierige Stelle. Dann stieg der klumpfüßige Dirigent vor sein Pult. Atemlose Stille. Er hebt den Taktstock, ein gedehnter auf der E-Saite hinaufgleitender Auftakt der ersten Geigen und brausend, heulend und wild fällt das ganze Riesenorchester ein, in tollem Wirbel und Jagen eilen die Stimmen dahin. Bald haben die Geigen die Melodie und führen sie jauchzend und leidenschaftlich durch das Chaos der Stimmen. Bald führt erschütternd und gewaltig der Baß das Thema, bald mit dröhnendem Geschmetter die Posaunen.

Und der schwarze Rachen, der den Tag und das Licht verschlungen, er speit jetzt die Tänzer aus zu der Höllenmusik. Heulend, brüllend stürzen sie sich herab, wirbeln in wilder toller Jagd durch die Nacht. Reichen sich die Knochenhände, zerren sich in jagender Hast im Reigen gröhrend, winselnd; stieben auseinander, jagen sich, haschen sich, greifen in die ächzenden stöhnenden Tannen. Wie sie die schütteln, ihre Häupter zusammenschlagen, sie mit wildem höhnischen Gelächter zerbrechen, wenn sie sich nicht beugen wollen. Sie stürzen sich auf unser Häuschen, — hinab auf den wildgepeitschten, rauschenden See. Jauchzend greifen sie in die Schindeln und streuen sie in alle Winde, rütteln an Läden und Türen, pressen grinsend ihr fahles Antlitz an die Scheiben und schauen voll Haß und grausamem Verlangen in die Traulichkeit der Stube. Ingrimig ziehen sie weiter und lassen ihren Zorn an den Tannen aus, die Stolzesten knickend.

Als der Träumende die Augen aufschlug, lauschte er erstaunt auf die Höllenmusik. Doch das stille versonnene Lächeln der Erinnerung schwand darob nicht. Er nickte seiner duftenden Traublume zu, ich ergriff die Lampe und geleitete ihn zur Ruhe, denn er bedurfte meines stützenden Armes.

Drei Tage und drei Nächte hatte das Ringen gedauert, und am vierten Morgen war der Sieger, der neue Herrscher da, den das Höllkonzert angekündigt hatte.

Ganz still wars draußen, nur noch ein ganz feines, zartes Singen und Klingen lag in der Luft und unaufhaltsam wirbelten große, weiche Flocken zu Boden, aufs Häuschen, auf die Tannen, deckten mit weicher, kühler Hand die Wunden zu, die der Kampf geschlagen und mit weißem, duftigem Totentuch die Leichen, die gestürzt waren.

Wir saßen am Fenster und schauten hinaus in das lustige Treiben. Der Alte war merkwürdig schwach geworden und er wollte in seinem Stuhle auf den Tod warten. Da hatte ich ihn eine Weile allein gelassen, war ins Dorf hinabgeeilt und hatte den Arzt aus der Stadt angerufen. Ich glaubte nicht, daß er bald kommen würde, denn er hatte viel Arbeit und der Verkehr stockte bei diesem Wetter. Bei des Alten einziger Verwandten im Dorfe aber kehrte ich an und berichtete ihr. Sie war gefaßt darauf. Doch eine letzte Freude wollte sie dem Gedi bereiten.

Am Abend des 24. Dezember, als der Wind tiefe, halb verwehte und versunkene Glockenklänge herauftrug aus dem schneegefüllten Tal, da mischte sich ein feines Klingeln darein. Die Tür sprang auf und Licht, Kerzenglanz flutete herein, und die Lichtgestalt die es trug, stellte den Lichtbaum in die Mitte neben die Rose, dann kam sie auf den Alten im Stuhle zu, dem die Tränen in den Bart rollten und kniete in stiller Ergriffenheit vor ihm nieder. „Bist du der Tod?“ fragte er scheu und doch hoffend. Da huschte ein silbern Lachen durch den Raum, und die blauen Augen schauten ihn an: „Nein, nein Gedi, ich bin das Leben, kennst du mich nit?“ Groß fragend schaute er auf und erkannte sie nicht mehr „Nicht der Tod bist du?“ klang es enttäuscht, „so hätt' ich ihn gewünscht.“ „Nit vom Sterben reden, Gedi, ich bleibe bei Euch, und bis der Frühling kommt ist alles gut.“ Er nickte.

Und das junge Leben, das Ahnen und Hoffen atmete aus allen Winkeln des Häuschens, und seither schien draußen die Sonne.

Als die Glocken zum letzten Male am letzten Altjahrstage riefen, da stand sie in der Fensterische neben dem Lehnstuhle und drückte mit weichen Fingern zwei müde tapfere Augen zu. Und durch Tränen blickten die jungen Augen zum nächtlichen Himmel empor, an dem das Nachtgestirn so rein und schimmernd schwebte, und all die ungezählten Engelsaugen.

Bis zum grauenden Morgen wachten wir bei dem Toten. Als mein Auge zum ersten Male die heilige Lohe des neugeborenen Tages und Jahres trank, da war mir, als säße zu Füßen des Alten ein rosiges, liches Wesen. Die Sonne brach sich in den Eisrosen der Scheiben und überhauchte es mit rosiger Lebensfarbe. Und mir war, als drehten die Lichtfinger vom schimmernden Rocken einen silbernen Faden, leuchtender, kraftvoller als der, der den Händen des entschlafenen Alten entfallen war. . . .

Briefe eines Suchenden.

I.

Lieber Freund!

Die Prosa des alltäglichen Lebens kennst Du. Von der Wartezeit oder Reifezeit, der es bedarf, damit metaphysisch in einer neuen Umgebung des eignen Lebens die Geistes- und Seelenfäden sich spannen können, habe ich Dir das vorige Mal geschrieben und Dich darauf aufmerksam gemacht, daß es einige Überwindung kostet bei dem Ausgleich mit der neuen Umgebung, bei dem unser Ich nicht allein auf eignen Füßen stehen bleibt, sondern es soll auch zunehmen an Weisheit und Stärke bei Gott und den Menschen. Heute will ich Dir nun einiges Allgemeine von der Blüte der Lebenskunst, von Kunst in einem engeren, individuellen Sinn und ihrer Anwendung zur Anbahnung eines höheren Kulturlebens schreiben. Ihr Erschauen erfordert nur helle, sonnige Augen und ihr Gedankenleben jenen

unversiegbaren Quell, den das Christkind mit seiner großen göttlichen Liebe den Menschen als freie Lebenstat des Ichs zum ersten Male gebracht hat. Für einen Menschen, dem Negativismus positives Leben ist, für Eudämonisten und Menschen mit heteronomer Moral, wie der Gelehrte, der Ethiker und Psychologe, die „schwankenden Menschengestalten“ zu nennen pflegt, ist das Leben mehr oder weniger bloß Stoffformung. Das eigentliche Menschenleben, der Schein und Glanz des Künstlerlebens, zieht zwar an und übt einen dauernden Reiz aus, aber dabei bleibt es meistens. Nur die eigne Schöpfungstat ist aber Leben und kann sich an der künstlerischen Tat von Fall zu Fall entzünden. Dadurch aber wird mit aller Schärfe der Künstler, der doch in seiner Art Normativmensch ist, d. h. der ganz seinen eignen göttlichen Sittengesetzen Ausdruck verleiht, auf die hehrste Äußerung seiner Kunst, die stille schöpferische Tat, hingewiesen werden, die ihn hebt und alle die Menschen mit, die freiwillig, persönlich mit ihm in eine Beziehung treten können. Die reine Art der Ausübung von hehrster Kunst äußert sich unter anderm auch ständig im stillen, freien Verkehr mit der Außenwelt, deren Idee sich in der Seele des Künstlers mit entwickelt. — Die Natur gab uns ja die lebenden, stillen Buchstaben zur Wesensart, zum Namen des Menschen. Ihre Muttermilch ist Deine eigne, sie ist der Lebenstropfen, der ihr und Dir täglich gereicht wird zu neuster Lebensform. Dieses Lebensformen wirkt für sich frei und still, mehr als sichtbares Sein: (Persönlichkeit selbst, Malerei, Wort, Schrift, Musik, kurz, als der Kunstschein, wahrgenommen durch alle Sinne.) — Von Gott empfängt die Natur ihr Leben im eignen großen Schweigen und immer und immer müssen wir uns sagen, daß der eigentliche Künstler, die Gottheit (sein Name, durch Menschen gegeben, ist gleich), Wunderwerke schafft, ohne daß man ihn je selbst gesehen noch gehört hat. Blitz, Donner, Licht und Schatten liegen in seiner Natur, die jedoch in ihrer Form mit seinem Ich nichts gemeinsam haben, denn es ist Geist, sinnenreines Sprühen, Ursache und Wirkung zugleich . . . Wahrheit . . . ewiges Leben. Jedes Lebewesen, jedes Blümchen, jede Idee, keimt im Stillen, ohne daß der Mensch den Augenblick des Lebens, des Erwachens bestimmen könnte, das menschliche Maß ist zu grob für ewiges Leben von Gott. Wir sind eben aus Gott und können deshalb ihn nicht von uns getrennt ergreifen, das hieße, die rechte Hand mit der rechten Hand fassen. Das Gestalten der Natur ist das charakteristische Merkmal des Menschen, die Gotteskindschaft, das Gottesmal des Menschen in

schönster Weise entfaltet in der Persönlichkeit Christi, die zum ersten Male das Gottbewußtsein im Menschen ganz auslöste. Das Urteil im Künstler liegt nicht in seinem sichtbaren Sein, sondern in seinen Werken, seinen Geistes-taten, seinen seelischen Ichtaten aus Gott. Nicht genug kann man dies betonen, denn immer und immer wieder, sogar vom Katheder der Universitätsprofessoren herunter, wird eine Kritik um der Kritik willen betrieben und so manches Urteil zu leicht gefällt. Solche Schwätzer möchte ich fragen, würdet ihr standhalten in Eurem Urteil und Eure Behauptungen aufrecht erhalten, wenn der Künstler selber Zwiesprache mit Euch hielte? Es werden wirklich da häufig die schwersten Sachen fertig gebracht, bald ist es gut, daß dieser oder jener junge Dichter gestorben ist, denn er hätte ja der Menschheit nichts mehr sein können und ähnliches mehr, anstatt sich in das Sein und Werden jeder Wesensart einzuleben und zu wissen, daß alle, alle berufen sind im reinen und freien Werden des Künstlers. Hiermit kommen wir an einen Kulminationspunkt, in dem die Einheit der Lebenshandlung geltend zu machen ist, die Einheit jenes Lebens, das uns bald als Schauspiel, als Lustspiel in der Handlung, als Drama in der höchsten Leidbedeutung mit und ohne Musik . . . das uns bald ausschließlich als Musik in Wort, Bild und Ton erschien und unsern Sinnen geschaffen ist, aber auch dem Geist und der Seele, für den, der sein Ich über sich hinaus entwickeln will, Gott entgegen. — Nun für heute genug von der Ironie des Scheins. Ich weiß was Bessres, eben das Schweigen und Handeln. Am Weihnachtsmorgen habe ich Dir diese Gedanken aufgeschrieben, eigentlich nur für mich, vielleicht auch für Dich, doch, Deine Gedanken sind ja nicht meine Gedanken. Ich weiß aber, daß Du schon vom schlafenden Menschenwillen gehört, der nach und nach aufwacht, Leben wird, immer reifer, straffer, gerader und mit sonnigen Augen in die Welt hinausschaut als Individualwesen Gottes, also bist Du eigentlich als Mensch von Ewigkeit her schon reif als Gotteskind. Die Zwiennatur des Seins, die der Mensch empfindet, ist vergänglich, also Schein, die Einheit des Geistes in seiner Gestaltungskunst Wirklichkeit, das sage ich heute Dir, lieber Freund als Weihnachtsgruß mit einem frohen deutschen Heil! und überlasse Dir, meinen Brief anzusehen als Ausfluß von mystischer Religionsstimmung oder wirklicher Kunststimmung eines Menschen oder als Ausfluß von Religion oder Kunst, die in jedem Menschen selbst dargestellt sind und werden . . . gewiß niemals vollendet im Menschen . . . aber in Gott.

C. Hch.

Bücherschau.

„Deutschland im Kriege“. Erschautes und Erlebtes von Gustav W. Eberlin, Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Preis geheftet Fr. 7, gebunden Fr. 10. Der Verfasser, Schriftsteller und Journalist einer schweizer Zeitung, hat den geraden und ehrlichsten Weg ge-

wählt, sich ein objektives Urteil über das blutige Weltgeschehen zu erringen, er ging hin, erschaute und erlebte selbst mit klaren Augen und scharf erkennenden Sinnen, und so konnte dies Buch, das sich deshalb über jedes Propagandawerk stellt, ohne Haß und ohne

Verherrlichungstendenz geschrieben werden. Es soll „kein Anklageakt und keine Verteidigungsschrift“ sein, wie der Verfasser selbst in einleitenden Worten betont. „Was unbefangene Augen in Deutschland während der beiden ersten Kriegsjahre sahen, wie sie es sahen, das Volk der Denker und Dichter, an der Arbeit, am häuslichen Herd, im Mitkampf seiner hundert Millionen Arme.“ Und so ist es denn eine Fülle von Bildern, zu denen uns der Verfasser führt. Nicht nur Bilder mit den warmen Herzworten des Erlebten gemalt, auch solche vom Stifte des Künstlers wie Emil Huber, Walter Bayer, W. Repsold, Bruno Bielefeld wiedergegeben. Dabei nicht die 111 treff-

lichen Originalaufnahmen zu vergessen. Auch für uns Internierte, die wir zum Teil seit Kriegsbeginn fern der Heimat sind, ist es ein wertvolles Buch, weil es uns einen klaren, tiefen Rückblick über das Geschehen in unsrer Heimat während unsrer Abwesenheit schenkt und uns auf alle Fragen, ob sie das Menschenherz angehen, oder Industrie, Handel, Gewerbe, Mobilisation auf jedem Gebiete, Verteidigung und Schutz unsrer Heimat eine klare, schlichte Antwort weiß. Es ist die Kosten reichlich wert und auch für die Nachwelt ein bleibendes neutrales Werk der Tatsachen. St.

Schluss des redaktionellen Teiles.

Redaktion der „Deutschen Internierten-Zeitung“: Prof. Woltereck, Hermann Hesse und Leutnant W. Sticks, Bern, Thunstraße 23.

Zur Versorgung der Kameraden in Frankreich

mit Büchern sucht die Bücherzentrale noch zwei Hilfskräfte, akademische Bildung erwünscht, doch nicht Bedingung, einige Kenntnis der französischen Sprache und Fertigkeit in Maschinenschrift ebenfalls erwünscht.

Bewerbungen sind auf dem Dienstwege zu richten an

Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge
Prof. Woltereck, Bern, Thunstr. 23.



KRIEGSMARKEN-KATALOG 1916.

Vollständigster Katalog, Preis 50 cts. Feine Kriegsmarkenauswahlen auf Wunsch. Bei Entnahme von Fr. 10. — werden die 50cts. rückvergütet.

≡ MARKENHAUS ZUMSTEIN & CO., BERN. ≡

Pat. G. 1898.

Kaufhaus Louvre, Bern

==== Bahnhofplatz ====

Beste und billigste Bezugsquelle
für sämtliche Bedarfsartikel.

==== Internierte erhalten 10% Ermässigung. ====

BERNER STADTORCHESTER

sucht (eventuell für sofort):

Ersten **Oboer** (mit engl. Horn), Gage 220 Fr.; ersten **Klarinettist**, Gage 220 Fr.; ersten **Hornist**, Gage 220 Fr.; vierten **Hornist**, Gage 210 Fr.; zweiten **Fagottist**, Gage 210 Fr.; **Tubabläser** (mit Nebeninstrument, Kontrabaß), Gage 210 Fr.; **Pauker** (für sämtliches Schlagzeug), Gage 210 Fr.

Offerten an **Kapellmeister EUGEN PAPST, Bern,**
Schläflistraße 8 :: Telephon 3042.

Garbaryky



Internierten 5% Rabatt

Wäschefabrik

Bahnhofstraße 69 .. Zürich .. Bahnhofstraße 69

Spezialgeschäft für feine Herrenwäsche
und Herrenmode-Artikel

Kataloge zu Diensten.

**Beachtenswerte
Bezugsquelle! ●**

HABANA-HAUS

Max Oettinger

BASEL

Zigarren • Zigaretten

GEGRÜNDET 1875 — TELEPHON Nr. 1357



**So
wirkt**



Bio „Lebenssalz“ Elektrolyt

Viele Tausende Dankschreiben.
Probequantum Fr. 2.—. Prospekte gratis.

Salvit-Laborat, Zürich, Streulistr. 14.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen sowie direkt aus der Evangelischen Buchhandlung in Emmishofen zu beziehen:

Weltkrieg und Gottesreich

von **Dr. Adolf Bolliger**, Pfarrer von Neumünster-Zürich.

Von dem gleichen Verfasser sind früher erschienen und werden bestens empfohlen: **Tatsachen**, 25 Rp.; **Deutschlands Recht**, 40 Rp.; **Jesus und der Krieg**, Fr. 1.25. Bisherige Verbreitung über 150 000 Expl.

Deutsche

Internierten-Druckerei

Belpstraße 77 **Bern** Telephon 5419

Bei vorkommenden Drucksachen, die nur die Internierten angehen, wie:

Einladungs- und Eintrittskarten

Programms für Konzerte und

Vorträge, Formulare usw.

bitten wir, sich gefl. an uns zu wenden.

Internierte Photographen

welche im Berufe lohnend tätig sein möchten, belieben ihre Adresse unter Angabe ihrer Privatverhältnisse zu senden an

Photo Rigi, Luzern, Salkenplatz.

Bekleidungshaus für Herren und Knaben

Gebrüder Graenicher, Luzern

Feines Massgeschäft • Grösstes Konfektionslager

FERD. WYSS, VERLAG, BERN

In meinem Verlage erschienen folgende Werke zur Geschichte des Weltkrieges:

Beer, Dr. Max, Das Regenbogenbuch. Die europäischen Kriegsverhandlungen. Die maßgebenden Dokumente chronologisch und sinngemäß zusammengestellt, übersetzt und erläutert. II. Aufl., 4.–6. Tausend. Preis Fr. 6.—, gebunden Fr. 10.—.

— **Sir Edward Greys Konferenzvorschlag** und andere Streitfragen der diplomat. Polemik. Preis Fr. 1.20.

Bertourieux, Joseph, la Vérité. IV. Ed. 10—12. mille. Preis Fr. 3.50.

— **Die Wahrheit.** Preis Fr. 4.50.

Chatterton-Hill, Georges, Lettre ouverte à M. Maurice Barrès de l'académie française. Preis Fr. 1.80.

Hollands Not. Vier Briefe an den Niederländ. Übersee-Trust mit einer S. S. S.-Parallele. Preis Fr. 1.—.

Larsen, Charles, Le Professeur Bédier et les carnets de soldats allemands. Preis Fr. 1.—.

Lüthi, Hans, Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion. Preis 80 Cts.

Ott, E., Krieg und Geld. Ein Vortrag. Preis Fr. 1.—.

Ruchti, Dr. Jak., Zur Geschichte des Kriegsausbruches. Preisgekrönte Arbeit des historischen Seminars der Universität Bern. Preis Fr. 1.—.

West, Jul. H., Deutschland der Störenfried. Feststellungen eines Neutralen. Preis 60 Cts.

Huber, Emil, Schweizer Militär. Ein Album von 24 farbigen Blättern auf Kunstdruckpapier. Preis in Leinwand Fr. 20.—.

Morstin, Le Compte, La Légion Polonaise. Preis Fr. 1.50.

Aktschura Oglu Jussuf, Die gegenwärtige Lage der mohammedanischen Turko-Tartaren Rußlands und ihre Bestrebungen. Preis 40 Cts.

Schaich Salih Aschscharif Attunisi, La vérité au sujet de la guerre sainte. Preis Fr. 1.20.

Litauen, jährlich 12 Hefte. Preis Fr. 10.—. Einzelheft Preis Fr. 1.—.







In Kürze erscheint:

Lulvés, Jean, Calais sous la domination anglaise.

Bei dieser Gelegenheit empfehle ich meine Buch- und Kunsthandlung mit großem, wohlgewähltem Lager. Die Besorgung deutscher Bücher erfolgt schnellstens.

Ferd. Wyss, Bern, Amthausgasse.

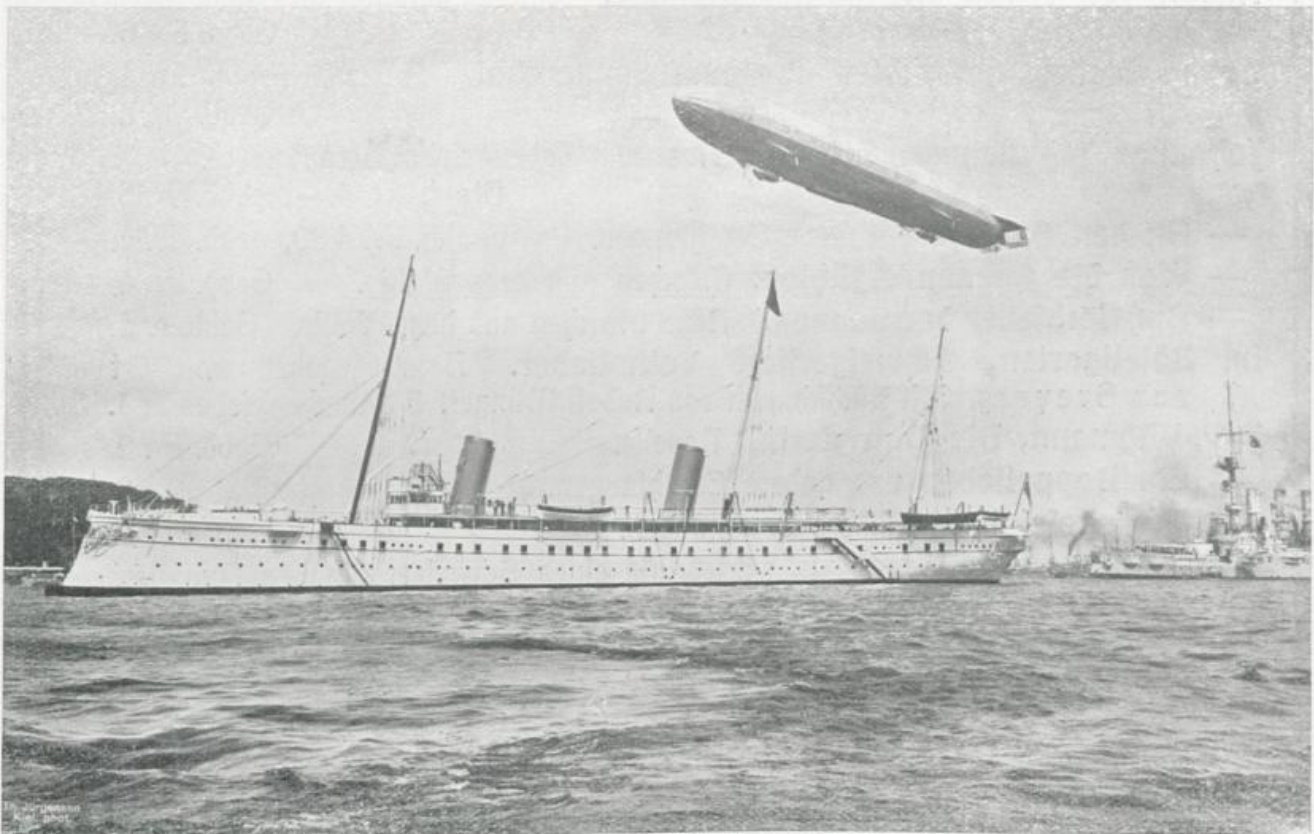
Henckell & Roth's Lenzburger

-  Lenzburger Confitüren
-  Lenzburger Früchtekonserven
-  Lenzburger Gemüsekonserven
-  Lenzburger Gemüsekonserven, fixfertig
-  Lenzburger Fruchtsyrupe
-  Lenzburger Fleischkonserven

sind in der ganzen Welt als die besten bekannt.



**Deutsche
Internierten Zeitung.**



S. M. S. „Hohenzollern“ begleitet vom Zeppelinkreuzer „Victoria Luise“.

Verlag A. Francke, Bern

◆◆◆◆◆ Wenn die Internierten ◆◆◆◆◆

welche in unserm Lande hoffentlich Heilung oder wenigstens wesentliche Kräftigung ihrer Gesundheit finden werden, während ihres Aufenthaltes **die Schweiz und ihre Schriftsteller näher kennen zu lernen wünschen**, so bieten ihnen dazu folgende Werke Gelegenheit:

Walser, Professor, Hermann, Die Schweiz. Ein Geleitwort zur Eidg. Schulwandkarte. 4. Aufl. Gebd. Fr. 2.—

Diese lichtvolle Darstellung gibt ein anschauliches Bild unseres Landes und seiner Besiedelung.

E. Jenny & Virgile Koffel, Geschichte der schweizerischen Literatur. 2 Bände. 1910. Brosch. Fr. 10.—, gebd. Fr. 12.50

Jeremias Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext.

Bd. I. Der Bauernspiegel. Bd. II und III. Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Bd. IV. Die Wassernot im Emmenthal. Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Dursli der Branntweinfäufer oder der heilige Weihnachtsabend. Bd. V und VI. Uli der Knecht und Uli der Pächter. Bd. VII. Die Armennot. Ein Sylvestertraum. Bd. VIII und IX. Wie Anne Báb Jowäger Haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Bd. X. Käthi, die Großmutter.

Jeder Band brosch. Fr. 1.80, gebd. Fr. 2.50

Rudolf von Tavel, Die heilige Flamme. Eine Erzählung aus dem Bernerland. (Soeben erschienen.) Gebd. Fr. 6.—

Simon Gfeller, Geschichten aus dem Emmenthal. Brosch. Fr. 4.80
Gebd. „ 5.80

Johannes Jegerlehner, Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers. Brosch. Fr. 4.—, gebd. Fr. 5.—

— **An den Gletscherbächen.** Erzählungen. Brosch. Fr. 4.80, gebd. Fr. 6.—

— **Was die Sennen erzählen.** Märchen aus dem Wallis. Gebd. Fr. 4.—

— **Am Herdfeuer der Sennen.** Neue Märchen aus dem Wallis. Gebd. r. 4.—

Im Köselgarten, Schweizerische Volkslieder. Herausgegeben von Otto von Greyerz. Mit Buchschmuck von Rudolf Mürger. 5 Bändchen, jedes Fr. 1.50

J. V. Widmann, Die Patrizierin. Novelle. Gebd. Fr. 2.—

— **Ein Doppelleben** und andere Erzählungen. „ „ 2.—

— **Jugendeselei** und andere Erzählungen. „ „ 2.—

Eugen Spengler, Heimat zu. Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914 auf der Heimreise aus Rußland. Fr. 1.80

Adolf Schär-Ris, Vier Wehrmannsbrieife von 1915. Der vierten Kompagnie des Bataillons 39 gewidmet. Fr. —.80

Verlag A. Francke, Bern